

7 Vorwort und Dank  
Von der Lust  
am Spaziergehen

9 Einleitung  
Wo, bitte,  
geht's nach Hause?

## 1 Wohnbedürfnisse



**Schutz und Geborgenheit**  
*Ich will mich sicher fühlen!*  
Seite 38:  
Der große Wohntest, Teil 1



**Kommunikation**  
*Wir brauchen Platz für uns!*  
Seite 56:  
Der große Wohntest, Teil 2



**Intimität**  
*Ich brauche Platz für mich!*  
Seite 74:  
Der große Wohntest, Teil 3



**Komfort**  
*Ich möchte, dass es mir gut geht!*  
Seite 92:  
Der große Wohntest, Teil 4



**Repräsentation**  
*Scht her, das bin ich!*  
Seite 112:  
Der große Wohntest, Teil 5

## 2 Projekt Traumhaus



**Beziehungsarbeit  
am Bau**



**Vom Wunsch  
zur Wirklichkeit**

### Anhang

Literatur 142  
Bildnachweis 143

# → Von der Lust am Spaziergehen

## Vorwort und Dank

Spaziergehen ist etwas Wunderbares. Durch Straßen streifen, Zäune, Gärten, Fassaden anschauen, in Fenster und Wintergärten spähen (diskret, versteht sich) – das ist immer aufs Neue spannend und lehrreich. Als Journalist habe ich zudem die Gelegenheit zu tieferen Einblicken, kann Menschen besuchen und sie zu ihren Häusern und Wohnungen befragen, wie sie wohnen und warum. In den fast zwanzig Jahren, in denen mir das Bauen und das Wohnen zur Leidenschaft geworden sind, hat die Frage nach dem »Warum« die nach dem »Wie« immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Warum verstecken sich manche hinter undurchdringlichen Hecken, während andere ihre Wohnung offenherzig dem Passanten darbieten? Was mag dahinterstecken, welche Ängste und Wünsche, welche Persönlichkeiten?

Schlüssige Antworten darauf gibt die Forschung kaum, die Psychologie des Wohnens ist, zumal in Deutschland, ein wenig behandeltes Thema. Wie schade! Umso mehr danke ich Nina Greve und Ingrid Lorbach, die meine Recherchen tatkräftig und mit gutem Gespür für den relevanten Inhalt und das schöne Zitat unterstützt, spannende Literatur, Experten und Beispiele aufgespürt haben. Ebenso danke ich Katharina Ricklefs, die mich bei der Sichtung der Fachliteratur unterstützt hat.

Noch wichtiger für das Entstehen dieses Buches waren freilich die ungezählten Gespräche mit meiner Frau Dorothea, nicht nur bei unseren gemeinsamen Streifzügen durch Wohnquartiere. Wie die Botschaften zu entschlüsseln seien, die jeder Raum, jedes Haus, jede Wohnung, auch jeder Garten aussenden: das haben wir gemeinsam erarbeitet. Ebenso die Fragen und Antworten, die einen wichtigen Teil dieses Buches ausmachen. Dorothea hat gemeinsam mit Daniela Stock die Fotos aus gesucht, hat die Texte mit liebevoller Akribie gelesen und wertvolle Hinweise zu ihrer Verbesserung gegeben. Ohne sie gäbe es dieses Buch nicht. Ihr ist es gewidmet.

Hamburg, im Januar 2011

## → Wo, bitte, geht's nach Hause?

Räume haben Macht über uns. Sie wirken auf unsere Seele und auf unseren Körper, sie entspannen uns oder regen uns auf, sie entlasten oder bedrängen uns. Aber wie funktioniert dieses komplexe Wechselspiel zwischen Raum und Persönlichkeit, wie entsteht der Dreiklang von Bauen, Wohnen und Wohlfühlen? Die Antwort auf diese Frage liegt im Unbewussten, sagt die Tiefenpsychologie. Eine Spurensuche.

Es ist wie eine Erleuchtung. Ein Energiefluss durchströmt den Körper, sammelt sich im Zentrum des Körpers und löst ein Glücksgefühl aus, das eine Botschaft in alle Zellen aussendet. »Entspannt euch«, lautet sie. »Alles ist gut. Wir sind endlich angekommen, zu Hause angekommen. Das Leben hat jetzt ein Zentrum. Und es ist nirgendwo anders als hier.« Das Puzzle aus Körper, Geist und Seele fügt sich auf einmal zu einem geschlossenen, harmonischen Ganzen. Ein magischer Moment.

Pathetisch? Aber ja! Wahres Glück ist immer voller Pathos. Und ist es nicht ein wahres Glück, an einem Ort anzukommen, der solche Gefühle auslöst? So formulierte es ein Fachmann für die menschliche Seele, James Yandell, ehemals Präsident des C.G.-Jung-Instituts in San Francisco: »Ein wahres Zuhause kann uns beschützen, heilen und wieder aufbauen, es kann ausdrücken, was wir heute sind, und uns helfen zu werden, wer wir bestimmt sind zu sein.« Die Berliner Gestalterin Barbara Mummenhoff sagt es schlichter: »Man kann einen Menschen mit seiner Wohnung heilen wie mit Medizin.«

Zu pathetisch? Dann andersherum: »Ohne ein Haus, einen Ort, an dem wir zu Hause sind, fühlen wir uns entwurzelt, vereinsamt, allein«, schreibt die Psychologin Yvonne

Tempelmann. Und ihr Kollege Irwin Altman setzt noch eins drauf: »Die Fähigkeit, die Privatsphäre zu kontrollieren und zu gestalten, ist unverzichtbar für die Identität eines Menschen. Wenn du keine Grenzen ziehen kannst, keine Geheimnisse und keine Rückzugsräume hast, bist du buchstäblich nichts.«

Räume stiften Identität. Sie bieten Schutz, Geborgenheit und Komfort, schaffen Häuslichkeit und Intimität, sind eine Bühne der Selbstdarstellung. Aber die Verbindung zwischen Mensch und Raum reicht viel weiter.

Wenige Quadratmeter können reichen, aber die müssen die eigenen sein: Bereits in Kindheit und Jugend stiftet das eigene Zimmer Identität, bietet Rückzug und Raum, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln.





Räume haben Macht über uns. Seit alters wissen Baumeister darum. Wenn sie es gut mit uns meinen, kommen Dichter ins Schwärmen: »Nie hat ein Bauwerk solche Empfindungen in mir ausgelöst«, meinte Stendhal angesichts des Mailänder Doms, dessen Architektur gleiche den »tollen Illusionen der Liebe«. Wollen Machthaber uns dagegen unter die Knute zwingen, ist Architektur ebenfalls ein probates Mittel. Denn niemand kann sich der Architektur und ihrer Wirkung auf den Menschen entziehen. Sie wirkt auf unser Verhalten, unsere Wahrnehmungen und unsere Gefühle.

1955 veranstalteten die amerikanischen Umweltpsychologen Norbett Mintz und Abraham Maslow an der Brandeis-Universität in Waltham, Massachusetts, ein aufschlussreiches Experiment. Dafür richteten sie Arbeitsräume ihrer Fakultät her: einen, der von einer Testgruppe als schön und behaglich bezeichnet wurde, einen eigenschaftslosen sowie einen

schäbig-dreckigen. In der ersten Stufe des Experiments wurden den Probanden Porträtfotos vorgelegt. Sie sollten einschätzen, wie gut oder schlecht gelaunt, wie erholt oder abgespannt die Menschen auf den Fotos waren. Eindeutiges Ergebnis: Je schöner der Raum, umso erholt und besser gelaunt empfanden die Testpersonen die Fotografierten.

In der zweiten Stufe ließen Mintz und Maslow je eine Gruppe von Studenten drei Wochen lang in je einem der drei Räume arbeiten. Auch hier war das Ergebnis klar: Je schöner der Raum, umso besser die Stimmung der Testpersonen. Diejenigen, die in dem behaglichen Raum gearbeitet hatten, fühlten sich wohl, energiegeladener und den ihnen gestellten Aufgaben ohne Weiteres gewachsen. Diejenigen, die drei Wochen in dem schäbigen Raum hatten zubringen müssen, klagten dagegen über Kopfschmerzen, Müdigkeit und schlechte Laune. Zudem lag die

Qualität ihrer Arbeit deutlich unter jener der anderen. Als die beiden Psychologen sie aber nach der Ursache ihrer Stimmungslage befragten, wussten die meisten keine Antwort. Nur wenige vermuteten einen Zusammenhang zwischen der Gestaltung des Raums, ihrer Verfassung und ihrer Arbeitsleistung. Dass die Einrichtung sie so stark beeinflussen könnte, schien den meisten Probanden vollkommen ausgeschlossen.

### Räume beherrschen uns über unseren Willen hinweg.

Wir neigen dazu, die Wirkungen von Räumen auf uns gering zu schätzen. Das hat sich in den mehr als fünfzig Jahren seit diesem Experiment kaum geändert. Wenn man ein Buch schreibt, redet man ja auch mit Freunden, erzählt ihnen davon. Wohnpsychologie? Räume, die Macht über uns haben? Allseits Verblüffung, Skepsis, sogar Abwehr. Gut, in manchen Wohnungen fühlten wir uns wohler als in anderen, aber das sei doch einfach Geschmackssache, oder? Dass uns die Umgebung über unseren Willen hinweg beherrschen kann, wollen die meisten nicht wahrhaben. Diese Erkenntnis beschädigt unser Selbstbild vom souveränen Individuum, das aus sich selbst heraus über seine Leistungsfähigkeit und Stimmungen befindet. Zwar hat sich die chinesische Feng-Shui-Lehre, die von einer unmittelbaren Wechselwirkung von Mensch und Umgebung ausgeht, in den vergangenen Jahren auch hierzulande etabliert. Aber bei den allermeisten Menschen ist die Skepsis groß, ob die Einrichtung wirklich eine nicht zu steuernde Wirkung auf Körper und Seele haben könne.

Dabei ist der Nachweis einfach und jederzeit zu führen. Unser Körper reagiert unmittelbar auf jeden Raum, den wir betreten. In Sekundenbruchteilen registriert er, was ihm unsere Sinne als Wahrnehmung übermitteln, und der Blutdruck, der Puls, der Hautwiderstand, die Gehirnströme, die Atemfrequenz

ändern sich. Selbst wenn uns zu dem Ort, den wir betreten haben, noch keine Meinung bewusst ist – unser Körper kennt sie bereits. Wir können einen Raum nur mögen, wenn sich unser Körper darin wohlfühlt. Die Reaktion ist messbar. Und sie ist von uns nicht zu steuern. Was Studien ebenfalls belegen: Bei Krankenhauspatienten führte der Blick auf eine parkähnliche Landschaft zu einer schnelleren Gesundung als der Blick auf die Mauer eines gegenüberliegenden Hauses. Sie erholten sich schneller von Operationen, brauchten weniger Schmerzmittel und präsentierten sich dem Pflegepersonal umgänglicher und freundlicher. Gesunde Umwelt heilt.

Wie intensiv Farben auf uns wirken, beweist eine Untersuchung der schwedischen Universität Lund. Der Umweltpsychologe Rikard Küller setzte seine Versuchspersonen jeweils drei Stunden lang in zwei Räume, der eine ganz in Grau gestaltet, der andere sehr bunt. Verblüffend: Die Probanden fühlten sich von der bunten Einrichtung nicht etwa angeregt, sondern bedrängt. Und das war nicht nur das Gefühl, das sie beschrieben, der Effekt zeigte sich auch bei den Messungen von Puls und Gehirnströmen. So produzierte ihr Gehirn im bunten Raum deutlich weniger Alpha-Wellen, Zeichen von Entspannung, als im grau gestalteten. Auch war der Herzschlag in dem bunten Raum langsamer als im grauen; intensive Aufmerksamkeit kann von einer Verlangsamung der Herzfunktion begleitet sein.

Was angesichts dieser Ergebnisse nicht verwundert: Nicht nur die Gefühle, auch das Verhalten wird von der Raumgestaltung beeinflusst. Das wiederum belegten Forscher der Universität von Nevada in Las Vegas. Sie beobachteten das Verhalten von sechsjährigen Schülern in einem hellblau gestrichenen Raum, der von tageslichtähnlichen, sogenannten Vollspektrum-Lampen beleuchtet wurde, und verglichen es mit dem Verhalten in einem normalen weiß gestrichenen, in dem Neonlampen brannten. Der Zusammenhang



Vom Wohntyp hängt es ab, ob intensive Muster, laute Farben und starke Kontraste als anregend oder nervig empfunden werden. Diese Kombination ist eine Bühne für den expressiven Charakter.

war eindeutig: Im hellblauen, angenehm beleuchteten Raum folgten die Kinder dem Unterricht signifikant besser als im weißen mit Neonlicht. Auch war ihr Blutdruck um durchschnittlich 9 Prozent niedriger. Besonders erstaunlich: Die beruhigende Wirkung von Licht und Farbe erleben auch Blinde.

### Eine kleine Geschichte der Wohnbedürfnisse

Das Zusammenspiel von Architektur und Einrichtung, Farben, Materialien und Formen ist komplex. Und genauso komplex ist die Ausprägung der Bedürfnisse, die jeder Einzelne von uns für seine gestaltete Umwelt hat. Dabei prägen uns nicht nur die genetischen

Hier wird großer Wert auf Traditionen gelegt. Eine akkurat geschnittene Hecke, der Kiesweg, die Laterne und die Sprossenfenster sind Codes dafür, die jeder sofort versteht.



Anlagen, die aus der Frühzeit der Entwicklung des Menschen stammen, sondern auch kulturelle Errungenschaften der Neuzeit. Vor allem in den vergangenen fünfhundert Jahren hat sich das Wohnen grundlegend verändert, haben Häuser nach und nach zusätzliche Funktionen zugewiesen bekommen. Es sind in der Reihenfolge ihres ursprünglichen Auftretens:

**Schutz** Im Hinblick auf diese Funktion entspricht ein Haus jener Höhle, in der auch der Neandertaler Schutz gesucht hat. Wenn ein Feuer darin brennt: umso besser.

**Kommunikation** Wenn wir keine Einsiedler sind, wollen wir, zumindest zeitweise, miteinander sein, reden, lieben, uns unterstützen, streiten und dabei ungestört von Nachbarn oder Passanten sein.

**Intimsphäre** Jeder von uns braucht, siehe oben, einen Rückzugsraum, wie groß oder klein auch immer, ob im Keller, im Dachgeschoss oder im Garten.

**Komfort** Je nach Anspruch und Geldbeutel wollen wir es bequem haben: mit einem großen Tisch in der Küche, bequemen Sofas, begehbaren Schränken oder programmierbaren Herden und Jalousien, die von einem Sensor gesteuert in der Morgendämmerung selbsttätig hochfahren. Wie wär's mit einem Schwimmteich oder einem Gartentor, das sich per Fernbedienung öffnen lässt?

**Selbstdarstellung** Ob Holzhütte oder Glaspalast, Grasdach oder Stahl, Hollywoodschaukel oder Zen-Garten, Lammfell oder Beton, Raufaser oder Seidentapete, dekonstruktivistische Architektur, Lärchenholz-Fassade, Solarkollektoren, Billy-Regale – das Haus ist eines der wichtigsten Mittel zur Darstellung der Persönlichkeit und Repräsentation.

Häuser haben sich in den vergangenen Jahrhunderten grundlegend gewandelt. Was uns heute nicht mehr klar ist: Noch im Mittelal-

ter war das Haus kein privater, sondern ein öffentlicher Ort. Behaglichkeit gab es kaum, und sie wurde, da man sie nicht kannte, auch nicht vermisst. »Stühle dienten im Mittelalter nicht der Bequemlichkeit«, berichtet der Architekt Witold Rybczynski in seiner spannenden Kulturgeschichte »Wohnen. Über den Verlust der Behaglichkeit«, »sie waren Symbol der Autorität. Niemand machte es sich auf einem Stuhl bequem.« Und ein Bett war nicht der private oder gar intime Ort, wie wir ihn heute sehen. Noch Frankreichs Sonnenkönig Louis XIV, geboren 1643, gestorben 1715, regierte auch von seinem Bett aus, und wer von seinen Söhnen oder Ministern ungefragt durch die Hintertür ins Schlafzimmer eintreten durfte, wusste sich im Zentrum der Macht.

Erst am Beginn des 18. Jahrhunderts, erzählt Rybczynski, war das Haus »nicht mehr nur Unterkunft, die vor den Unbilden der Elemente, vor Feinden und fremden Eindringlingen schützte, sondern darüber hinaus der mehr oder weniger abgeschottete Lebensraum einer neuen, kompakten sozialen Einheit: der Familie«. Mehrere Entwicklungen liefen in diesen Jahrzehnten parallel: der Aufstieg des Bürgertums zur politischen Macht, die Trennung von Wohnstatt und Arbeitsplatz und die Wandlung der Wohnung zur Privatsphäre, die sich daraus ergab. Und erst auf der Basis dieser Privatsphäre waren die Voraussetzungen für die Errungenschaft geschaffen, die uns heute so wichtig ist: die Idee des Wohnkomforts.

In zwei Jahrhunderten, etwa bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, der den Beginn der Moderne markiert, eroberte sich das private Haus Stück für Stück jenes Zusammenspiel der Funktionen, die für uns heute ein Zuhause ausmachen. Ein Haus, das uns schützt, umfängt, Raum schafft für Gespräche, fürs Alleinsein, in dem wir das tägliche Leben angenehm gestalten können. Und das zugleich eben Ausdruck unserer Persönlichkeit ist, Nachbarn, Freunden und Kollegen die Botschaft vermittelt: »Seht her, das ist mein Haus, das bin ich.«

Einer Puppenstube gleicht diese Küche. Ihre romantische Ausstrahlung ist zugleich eine Botschaft: »Hier ist noch alles wie früher, hier bleibt die Hektik des Alltags draußen.«



### Gefühle sind der Schlüssel.

Die Beziehung, die so entstand, ist innig. Der Kunstpädagoge Gert Selle bescheinigt uns Menschen »ein ausgeprägtes Gefühl für verborgene Raumqualitäten. Wir wissen ziemlich rasch Bescheid: Hier kann ich bleiben, so ist es richtig, nur dieses muss ich ändern, jenes umstellen. Das beginnt mit dem Bezug des Hotelzimmers, geht weiter mit der Anmietung einer Wohnung und endet mit dem Erwerb eines Hauses. In der Regel kann der Eindruck eines guten Ortes so stark sein, dass wir über Mängel hinwegsehen, bleiben und uns »einrichten« wollen ... Wer etwas Verfallenes mühsam renoviert, wird von Fantasien getrieben, die stärker als





Räume fordern uns heraus. Je größer der Raum, umso größer die Herausforderung. Nur wenn wir uns seinen Dimensionen gewachsen fühlen, können wir uns wirklich entspannen.

jede Realität sind ... Während wir uns mit Taschenrechner und Zollstock als rationale Instanz gebärden, sind die Entscheidungen auf der Ebene der geheimen Vernunft des Erinnerns und Imaginierens längst gefallen.«

Eine schöne Vorstellung, allerdings auch eine romantische. Nur zu oft hält sie der Realität einer Wohnungssuche, der Suche nach einem Bauplatz, den Verhandlungen mit dem Bankberater über den Kreditrahmen nicht stand. Auch berücksichtigt sie nicht, dass der Plan eines Architekten, der ein Haus für uns bauen, eine Wohnung für uns umbauen soll, sich unserem Gefühl für verborgene Raumqualitäten entzieht, weil sich die Abstraktion von Plänen leider nicht in jedem Kopf zu einem dreidimensionalen Bild zusammenfügt.

Wir glauben trotzdem, wir müssten nur in ein Haus ziehen, das am besten uns selbst gehört, und das Gefühl des Zuhauseesens werde sich schon irgendwann einstellen. Und wir sind verblüfft, wenn dieses Gefühl ausbleibt. Wenn

wir uns immer noch nach dem Haus sehnen, in dem wir aufwuchsen, oder der viel zu kleinen, eigentlich schäbigen Wohnung nachtrauern, aus der wir zugunsten des neuen Eigenheims auszogen. Was ist passiert? Was haben wir übersehen? Hätten wir doch nicht in den Vorort ziehen sollen? Wären es doch besser Backsteine für die Fassade gewesen? Oder eine offene Küche? Hätten wir nicht wirklich an ein Duschbad für die Kinder denken müssen? Und warum sitzt eigentlich nie jemand in diesem schönen, großen Wohnzimmer?

»Ein Haus aus dem Nichts zu bauen stürzt uns in eine elementare Identitätskrise.« So erklärt es die amerikanische Wohnjournalistin Joan Kron. »Vor allem Anwärter auf ein Traumhaus sind eine nervöse und gereizte Bande.« Die Ratlosigkeit, die uns heimsucht, wenn wir einen Platz zu unserem machen, vermittelt sie in einem Selbstgespräch: »Wenn ein Sofa nur ein Sofa ist, warum kann ich mich dann für keins entscheiden? All das sollte mir entsprechen, aber wer bin ich eigentlich? Und warum

bin ich so beunruhigt?« Weil eine Diskrepanz zwischen Umgebung und Persönlichkeit spürbar ist. Wir empfinden, dass die Unsicherheit, die uns die Wahl des Sofas so schwer macht, viel tiefer geht, als der Anlass nahelegt. Den Grund nennt der Architekturpsychologe Riklef Rambow: »Der Zusammenhang zwischen dem Einrichten und dem Selbstbewusstsein ist ganz stark. Ähnlich wie mit der Kleidung. Der eigene Raum kann als Erweiterung der Identität betrachtet werden, als Spiegel des Selbst. Ich umgebe mich mit Dingen, die mit bestimmten Bedeutungen belegt sind. Je besser man sich kennt, umso sicherer nimmt man Dinge, die zu einem passen. Daraus ergibt sich dann auch folgende Interaktion: Das Accessoire, die Kleidung, die Einrichtung, wird Teil meiner Identität, ich fühle mich wohl darin, ich habe das Gefühl, darin und damit als vollständig wahrgenommen zu werden. Daraus resultiert ein größeres Selbstbewusstsein für weitere Entscheidungen.« Rambow warnt: »Wenn ich dagegen die äußere Hülle der Behausung einfach nur auffülle, kann es zur Diskrepanz kommen. Es ist nicht mehr das Eigene. Das macht sich beispielsweise daran bemerkbar, ob jemand anfängt die Wohnung umzuräumen, wenn Gäste kommen, oder ob jemand dazu steht, wie er wohnt.«

Wann ist eine Wohnung, wann ist ein Haus, wirklich eigen? Was ist meins? Und was nicht? Wann stehe ich dazu, wann räume ich um? Wann stützt mich meine Wohnumgebung, wann nicht – und brauche ich diese Unterstützung?

### Wenn wir unsere Umgebung nicht kontrollieren, entspannen wir uns nicht.

»Bis du mir gewachsen?« Diese Frage stellt ein Raum jedem, der ihn zum ersten Mal betritt. Wenn wir uns in einem Raum wohlfühlen wollen, muss die Antwort »Ja« lauten. Wohlgefühl kann nicht entstehen, wenn ein Mensch sich unterlegen oder gar ausgeliefert fühlt. Nur wenn er eine Situation

wirklich unter seiner Kontrolle empfindet, kann er sich häuslich einrichten. Das Gegensatzpaar Dominanz–Unterwerfung ist dabei eine der drei grundlegenden emotionalen Dimensionen, die der Umweltpsychologe Albert Mehrabian für die Beschreibung von Gefühlen herausgearbeitet hat; Lust–Unlust sowie Erregung–Nichterregung sind die anderen beiden. Diese drei Dimensionen sind seiner Erkenntnis nach die Zutaten, aus denen wir alle unsere Gefühle, ob Wut, Trauer, Langeweile oder tiefe Zufriedenheit, zusammenmischen. Die richtige Mischung entscheidet folglich auch darüber, ob wir ein Haus als unser Zuhause empfinden können.

Erste Voraussetzung: eine gewisse Dominanz, die wir empfinden. Sie ist Ausdruck eines sensiblen Gleichgewichts zwischen dem Haus und dem Selbstbewusstsein seiner Bewohner. Sie fehlt, wenn man sich in den eigenen vier Wänden verloren vorkommt, weil die Räume zu groß oder zu hoch wirken, wenn man abends in die Küche flüchtet, weil einen die großen Fenster des Wohnzimmers wie dunkle Augen anstarren (ein Effekt, dem zugezogene Gardinen nicht wirklich abhelfen). Dominanz darf aber auch nicht überschießen – wenn das Selbstbewusstsein die Mauern sprengt, wenn zu kleine oder niedrige Räume als bedrängend oder nicht angemessen empfunden werden, wenn Mauerdurchbrüche oder Anbauten jene Luft schaffen müssten, die zum Atmen nötig ist.

Zweite Voraussetzung: die Lust. Lustbetonte, harmonisch gestaltete Räume lassen uns schmunzeln, lächeln, lachen. Im Test von Mintz und Maslow war allein der behaglich-wohnliche Arbeitsraum, in dem die Probanden sich wohlfühlten und gute Arbeitsergebnisse abliefern, lustbetont, ihre Erkenntnisse belegen, wie wichtig diese Kategorie für unser Wohlbefinden ist.

Dritte Voraussetzung: wenig Erregung. So wird Entspannung möglich, das vegetative Nerven-

system regiert und erzeugt einen langsamen Puls, langsame Atmung, Muskeler schlaffung, Erholung zu Hause. Erregt uns ein Haus (etwa mit hellem Licht, vielen verschiedenen Stoff- und Tapetenmustern und satten Rot- oder Orangetönen), werden wir aktiv, angeregt, aufgeregt, überdreht, zappelig oder hellwach. Dann weckt es die Instinkte des Jägers in uns, macht uns bereit zu Kampf oder Flucht. Aber das ist ja gerade nicht seine Funktion.

»Eine Umgebung, in der ein Mensch wenig Erregung, leise Lust und eine gewisse Dominanz verspürt«, fasst Albert Mehrabian zusammen, »wird stets als heimelig, gemütlich oder vergnüglich wahrgenommen, und der Mensch fühlt sich darin gut, entspannt oder zufrieden.« Das richtige Maß an Dominanz zu schaffen ist die eigentliche Aufgabe der Architektur. Eine lustvolle, wenig erregende Raumwirkung herzustellen ist die Aufgabe der Einrichtung.

### Unpassende Räume schaden uns. Warum ändern wir sie dann nicht?

Es ist also völlig klar, dass behagliche, entspannende, umsorgende, stützende Räume uns guttun. Ja, Studien belegen, dass eine Steigerung der Wohnqualität Menschen psychisch gesunden lassen kann. Ungemütliche, chaotische, bedrängende, unpraktisch geschnittene, falsch eingerichtete Räume wirken sich dagegen negativ auf unsere Verfassung aus. Sie können sogar krank machen, weil sie uns unter Dauerstress setzen, mit all seinen unerfreulichen Nebenwirkungen. Aber warum ertragen wir dann so oft die falschen, anstatt alles zum Besten (ein) zu richten?

Der erste Grund: Weil wir die Wirkung, siehe oben, nicht erkennen oder nicht wahrhaben wollen. »Die Architektur irritiert auch deshalb, weil kein Verlass auf ihre Fähigkeit ist, jenes Glück heraufzubeschwören, mit dem sie ihren Anspruch auf unser Interesse rechtfertigt«, schreibt der Philosoph Alain de Botton in seinem wunderbaren Buch »Glück und Archi-

tektur«. »Auch die edelste Architektur vermag gelegentlich weniger für uns zu tun als eine Siesta oder ein Aspirin.«

Der zweite Grund: Weil wir es so gewohnt sind. Der amerikanische Architekt Lawrence Wheeler bringt es auf den Punkt: »Es gibt ganz offensichtlich gesunde und ungesunde Gebäude in medizinischer, psychologischer und soziologischer Hinsicht. Unsere Anpassungsfähigkeit ist wahrscheinlich der Grund für die Tatsache, dass schlechte Architektur in so großem Umfang toleriert wird. Dies heißt jedoch nicht, dass die Anpassung nicht auf Kosten der Menschen ginge. Unser Preis dafür, dass wir die negativen Aspekte ausblenden, besteht in einem größeren Aufwand an Energie oder in geringerer Effektivität bei Arbeit und Spiel.«

Der dritte Grund: Weil wir nicht wissen, wie. Der große Erfolg von Wohnzeitschriften und -büchern, die seit Jahrzehnten gewaltige Auflagen verzeichnen, rührt ja daher. Wir träumen uns in exquisit gestaltete Interieurs hinein, um sie wie eine teure Designerklamotte, die wir uns eh nicht leisten können, überzuprobieren; und dann lassen wir uns beibringen, wie man in einem verwinkelt geschnittenen Schlafzimmer möglichst viel Schrankraum unterkriegt. Wenn's schließlich ans Einrichten geht, fahren wir in ein Möbelhaus, das oft Ikea heißt, und laden den Kombi voll. Das Ergebnis: Glücksache. Die Leserbriefabteilungen der Wohnzeitschriften können ein Lied davon singen. Da klagen Leserinnen (die Leserschaft ist eher weiblich), dass sie alle möglichen Tipps des Magazins beherzigt hätten, das Wohnzimmer aber immer noch so seltsam ungemütlich wirke. Der Blick aufs mitgeschickte Foto bestätigt sie in aller Regel.

Die Erfolgsaussichten steigen mit dem verfügbaren Einkommen nicht unbedingt. Teuer ist beim Wohnen nicht gleichbedeutend mit gelungen. Selbst wenn Einrichtungsprofis Maß nehmen, Interieurs zeichnen, Materialproben zusammenstellen, Bestelllisten schreiben und

schließlich gemeinsam mit Malern, Zimmerleuten und Möbelpackern ein edles Ambiente schaffen, dann ist nur eines sicher: Hier lässt sich vor Gästen renommieren. Das ist erstmal nichts Schlechtes. So wie wir in unseren Wohnungen Schutz und Geborgenheit suchen und einen Raum für Kommunikation, so sind sie, ähnlich wie Kleidung oder Auto, ein wichtiger Teil unserer Selbstdarstellung.

Wie schrieb der Psychologe und Glücksforscher Mihály Csíkszentmihályi, der die unbewussten Vorgänge schildert, die sich

im Menschen beim Bau eines Hauses oder der Einrichtung seiner Wohnung vollziehen: »Wir gestalten Umgebungen als Ausdruck unserer Persönlichkeit. Sie sollen uns sagen, wer wir sind, und zugleich uns als Vorbild dienen für das, was wir sein könnten.« Auf die Einrichtung bezogen heißt das: Sie soll uns der Umgebung präsentieren, wer wir sind oder eben werden wollen – solide, verspielt, unscheinbar, zurückhaltend, kunstsinnig, reich, extravagant, naturverbunden, elitär oder traditionsbewusst. Was aber auf diese Weise nicht entsteht, ist ein

Kühl und streng, puristisch und leer: Diese Atmosphäre lässt viele frösteln, ja, der elitäre Anspruch der Bewohner, der sich hier ausdrückt, schüchtert manche Menschen sogar ein.





Raum, eine Wohnung, ein Haus, das uns beschützend umfängt wie eine dritte Haut.

### Das Haus als Spiegel des Selbst

Wir müssen uns selbst auf die Suche machen, in einem gleichsam therapeutischen Prozess. Die amerikanische Architektin Clare Cooper Marcus liefert in ihrem Buch »House as a Mirror of Self« das Vorbild: 25 Jahre lang befragte sie Menschen über ihre Häuser und Wohnungen, vor allem über die Gefühle, die sie mit ihnen verbanden. Geschult an der Lehre von Carl Gustav Jung, einem der bedeutendsten Erforscher der menschlichen Seele, entwickelte sie eine Art therapeutisches Setting. Der spannendste Teil daran: Sie forderte ihre Interviewpartner auf, mit ihrem Haus, ihrer Wohnung ins Gespräch zu kommen, ihnen zu sagen, welche Gefühle sie verbinden, welche sie trennen; und dann in der Rolle von Haus oder Wohnung zu antworten. Faszinierende Psychogramme sind so entstanden. »Ich bin von dir genervt«, sagt etwa Jean zu ihrer Wohnung. »Ich bedauere dich. Du könntest sehr schön sein, wenn jemand sich die Mühe machte, dich herzurichten.« Und dann eine bemerkenswerte Erkenntnis, die sich in diesem Dialog auf einmal manifestiert: »In den vergangenen Jahren habe ich keine Wohnungen hergerichtet, weil ich nicht so sicher war, ob ich es verdiene, überhaupt irgendwo zu leben.« Sätze wie diese illustrieren, wie intensiv unser Verhältnis zur Wohnumgebung ist, wenn wir es uns nur eingestehen. Und wie viel die Auswahl von Farben, Materialien, Möbeln, Accessoires, Pflanzen über uns erzählt. »Das Haus ist tatsächlich ein Spiegel unseres Selbst«, fasst Clare Cooper Marcus zusammen, »wenn wir lernen zu interpretieren, was wir sehen, wenn wir erfassen, was es bedeutet, und wenn wir umsetzen, was es uns sagen will.«

Das müssen keine guten Nachrichten sein. Was? Dieses Chaos bin ich? Dieses gestaltlose Nebeneinander von Möbeln und Kram?

Eine von zwei Glühbirnen in der Flurlampe ist schon seit Monaten kaputt, die Yucca hat mehr trockene als grüne Blätter, in der Ecke stapeln sich alte Zeitungen. Wann war es hier zuletzt gemütlich – und was war da in meinem Leben anders als heute?

»Unsere psychische Entwicklung wird nicht alleine markiert von bedeutsamen emotionalen Beziehungen zu Menschen«, schreibt Marcus, »sondern auch von engen Bindungen zu bemerkenswerten Umgebungen, beginnend in der Kindheit.« Das Kinderzimmer, das Wohnzimmer der Eltern, die Küche der Großeltern, die Höhle im Garten, die erste eigene Wohnung: Sie alle hinterlassen Spuren in unserem Unbewussten und steuern unsere Wahrnehmung von Räumen und unseren Umgang damit. Die Bedrängnis, empfunden im Wohnzimmer bei der Standpauke zum missratenen Zeugnis, brennt sich ein mit allen Bestandteilen, dem Tapetenmuster, der Farbe der Polster, der Messing-Deko auf dem Regal. Sie wird auf immer verbunden sein und eine unerklärliche Abneigung gegen Messing begründen. Genauso bescheren rot-weiß karierte T-Shirts überraschende Momente des Glücks, wenn dieses Muster einst die Küchenvorhänge der Oma zierte, wo wir uns aufgehoben und umsorgt fühlten.

»Sehen Sie Ihre Wohnung wie einen Freund, der mit Ihnen redet«, rät Margrit Lipczinsky, eine Psychologin, an C.G. Jung ebenso wie an Feng-Shui geschult. »Nehmen Sie achtsam wahr, hören Sie zu. Wo steckt hier Ihre Kindheit? Woran erinnert Sie dieses Bild, dieses Kissen? Sind es traurige Erinnerungen? Warum können Sie trotzdem nicht davon lassen? Je mehr Antworten Sie Ihrem Unbewussten entlocken, wo all diese Informationen geborgen sind, umso mehr werden Sie, im Dialog mit Ihrer Wohnung, zu sich selbst kommen.« Und die Wohnung als Spiegel des Selbst wird sich verändern, vielleicht sogar als zu klein empfunden für ein gewachsenes Selbstbewusstsein und verlassen werden.

Man kann sich Hilfe holen. Die Berliner Gestalterin Barbara Mummenhoff beschreibt ihre Arbeit so: »Ich kann das Potenzial, das in einem Menschen steckt, sehen, und ich entwickle dann Räume dafür. In diesen Räumen nehme ich oft eine größere Klarheit und größeren Selbstrespekt, mehr Struktur und Ordnung vorweg, als im Leben des Menschen zu der Zeit vorhanden ist. Damit

ebne ich den Weg zu ihrer Verwirklichung.« Pathetisch? Ja, natürlich. Zu pathetisch?

### Das Spiel des Wohnens

Ich lade Sie ein zu einem Spiel: Ich stelle Fragen, und Sie wählen die für Sie richtige Antwort. Es sind jeweils vier – das Prinzip hat Günther Jauch erfolgreich etabliert, und es

Wenn die Wohnung ein Spiegel des Selbst ist, was spiegelt sich hier? Die Sehnsucht nach der Einheit von Tradition und Moderne, repräsentiert durch Landhausmöbel und Küchen-Hightech.





Die berühmte Bauhaus-Siedlung Törten in Dessau (oberes Foto), einst vollkommen homogen, zeugt heute vom Drang nach Individualisierung der Hausbesitzer. Mancher Entwurf unserer Zeit erlaubt von vornherein mehr Freiheiten.



funktioniert auch hier. Hinter den Antworten stecken freilich keine Redakteure, die Sie virtuos in die Irre oder zur Million locken wollen, sondern Psychologen, Architekten und ein Autor, den eine Leidenschaft umtreibt: Wie sollte ein Haus, eine Wohnung gelegen, geschnitten und eingerichtet sein, damit der, der darin wohnt, glücklich dort leben kann? Und wovon hängt das ab? Es ist nämlich kein Zufall, dass einer kuschelige Räume unterm Dach bevorzugt, der andere Sichtbeton und eine Wohnhalle über zwei Geschosse. Wenn aber beide glücklich sind – was unterscheidet sie?

Es sind ganz unterschiedliche Prägungen und Bedürfnisse, die tief in der Persönlichkeit verankert liegen und die bestimmen, wie wir uns geben, wie wir kommunizieren, wie wir streiten, wie wir Ordnung halten, wie wir in die Zukunft schauen, welche Ängste uns peinigen, welche Hoffnungen uns antreiben. Das ist gleichsam der Fingerabdruck unserer Persönlichkeit. Und doch gibt es Gemeinsamkeiten. Sie verbinden uns mit anderen, die wir als Brüder oder Schwestern im Geiste erleben. Wir erkennen, dass wir ähnliche Wertvorstellungen haben, uns ähnlich kleiden, ähnlich diskutieren, ähnliche Urlaube erleben, ähnliche Berufe haben und, ja, ähnlich wohnen. Wer bei Spaziergängen oder Wanderungen aufmerksam die Häuser betrachtet (eine Leidenschaft von meiner Frau und mir), kann diese Verwandtschaft erkennen, die tiefere Botschaft lesen, die jede Fassade aussendet.

Faszinierend ist das besonders in Siedlungen, die einst ein Bauunternehmer uniform auf die Wiese gestellt hat, deren Einheiten sich ihre Bewohner nun aber in Jahrzehnten anverwandelt haben, »angepasst«, wie Psychologen sagen. Wie unterschiedlich manch benachbarte Hausscheiben gestaltet wurden, und wie ähnlich sich andere sind! Weil es mal zwei unterschiedliche Wohntypen waren, die ihrem Haus das Gesicht gaben, und mal zwei gleiche. Es ist kein Zufall, wenn der eine Hausherr den Briefkasten in Form einer Edel-

stahlsäule an den Zaun stellt, der andere als gusseisernen englischen Postkasten. Und die, welche den englischen Postkasten schätzen, verbindet mehr als nur diese Vorliebe. Wie wir erkennen, wenn sie uns zum Kaffee einladen.

So vielfältig unsere gestaltete Umwelt ist, so viele Übereinstimmungen prägen sie dennoch. Die Struktur, die dahintersteckt, ist das Grundgerüst dieses Buches. In den vielen Jahren, die mich die Wohnpsychologie fasziniert, war ich stets auf der Suche nach einem Modell, einer Struktur, die eine Verbindung schafft zwischen der Art, wie wir Umwelt gestalten, und der Persönlichkeit, die sich diesen Ausdruck sucht. Bei einem Klassiker der populären Psychologie, Fritz Riemanns »Grundformen der Angst«, wurde ich schließlich fündig (und verdanke diesen Hinweis Uwe Linke und seinem Buch »Die Psychologie des Wohnens«).

Der Zusammenhang zwischen Ängsten und Wohnen ist erklärungsbedürftig. Riemann sieht vier Ängste als grundlegend für die unterschiedlichen Ausprägungen unserer Persönlichkeit an:

- ▶ die Angst, sich in der Masse zu verlieren;
- ▶ die Angst, durch Eigenständigkeit zu vereinsamen;
- ▶ die Angst vor der Veränderung;
- ▶ die Angst vor der Erstarrung.

Wie diese Ängste die Persönlichkeit prägen, hat Riemann außerordentlich faszinierend entwickelt. Wichtig in unserem Zusammenhang ist das Ergebnis: eine Typologie des menschlichen Verhaltens, die auf verblüffend einleuchtende Weise erklärt, warum der eine in schroffer Geste eine geschlossene Sichtbetonfassade zum Gehsteig aufrichten lässt, während ein anderer mit Holzfassade, bunt bepflanzten Blumenkübeln und einem Kranz an der Tür den Passanten gleichsam willkommen heißt. Und vor allem: wie diese Vorliebe für eine bestimmte Fassade mit anderen Wohnbedürfnissen korrespondiert! Das Haus als Spiegel unseres Selbst.



Vier Wohntypen sind es, die Sie in diesem Buch sehr gut kennenlernen werden:

- ▶ der rationale Typ,
- ▶ der natürliche Typ,
- ▶ der traditionelle Typ,
- ▶ der ungebundene Typ.

Jeder Typ hat seine ganz eigenen Vorlieben und Antipathien. Bei jedem prägt sich die Art, wie er seine Bedürfnisse nach Schutz, Kommunikation, Intimität, Komfort und Repräsentation befriedigt sehen sollte, anders aus. In der wunderbaren, aber auch verstörenden Vielfalt der Architektur und Innenarchitektur sind es jeweils andere Grundrisse, Raumgrößen, Farben, Formen und Materialien, die den Typen entsprechen. Hierin liegt eine große Chance: Ich kann, wenn ich mich als einen der vier Typen erkannt habe, genau die Variante wählen, die mir guttut. Wenn ich etwa der natürliche Typ bin, werde ich mir keine offene Küche aufschwätzen lassen – sie passt zum ungebundenen Typ –, sondern eine große Wohnküche wählen. Für den traditionellen Typ ist beides nicht das Richtige, ihm wird es mit Arbeitsküche und separatem Esszimmer viel besser gehen.

**Der Weg vom Wunsch zur Wirklichkeit kann mühsam sein.**

Wohnpsychologie ist keine exakte Wissenschaft, und dieses Modell ist nicht in randomisierten, kontrollierten Erhebungen belegt, wie sie bei medizinischen Studien üblich sind (auch wenn eine Wohnung durchaus, siehe oben, einen Menschen heilen kann). Es wird sicher niemand alle Fragen so beantworten, dass er hundertprozentig einem Typ zurechnen ist. Es kann auch durchaus sein, dass Sie sich in verschiedenen Kapiteln bei unterschiedlichen Typen wiederfinden, weil sich die unterschiedlichen Anteile der Persönlichkeit einen jeweils anderen Ausdruck suchen. Aber das ist ja das Großartige an der Architektur: dass sie mir aus den vielen Fragen, die ich habe, und den vielen Ange-

boten, die es gibt, jene Antwort bereit halten könnte, die mich wirklich glücklich macht.

Könnte? Ja, könnte. Die Villa mit Seegrundstück mitten in der Großstadt ist sehr selten (und noch seltener erschwinglich). Zudem ist nicht wahrscheinlich, dass Ihr Partner, Ihre Partnerin exakt dieselben Bedürfnisse hat wie Sie (seien wir ehrlich: meistens ist es nicht so). Und wenn Sie sich schließlich geeinigt haben, müssen Sie auch noch Architekten, Innenarchitekten und Handwerker finden, die diese Ihre gemeinsamen Vorstellungen

und Wünsche getreulich in die Wirklichkeit umsetzen. Woran das scheitern, wie es gelingen kann: Auch darum geht in diesem Buch.

Das Ergebnis all der Bemühungen – es ist jede Anstrengung wert. David, von Clare Cooper Marcus interviewt, hat den Weg nach Hause gefunden. »Als ich einzog«, erzählt er, »hatte ich das starke Gefühl, dass ich den Raum um mich gestalte, ihn Teil von mir werden lasse. All die kleinen Dinge, die erledigt werden mussten – Glühlampen austauschen, saubermachen, reparieren, umbauen –, all das war

wie Energie, die ich in das Haus hineinsteckte und zurückbekam. Und es war so eigenartig: Als ich einzog, hatte ich das Gefühl, ich bin endlich angekommen, ich muss nie mehr weglaufen und nie mehr umziehen. Wenn ich hierher zurückkehre«, sagt David zu seinem Haus, »empfinde ich eine Wärme in meiner Brust.« Und das Haus sagt: »Ich bin Davids Haus. Ich bin groß. Ich wachse. Ich bin sicher. Ich bin ein friedliches und ruhiges Zentrum. Ich bin das Zentrum des Universums.«

Wollen wir sagen: ein Zuhause?

Das eigenwillig, aber stilvoller zusammengestellte Miteinander von Möbeln und Gestaltungselementen verschiedenster Epochen verrät den ungebundenen Wohntyp mit seinem Hang zu Exzentrik.







Wohnbedürfnisse

# Schutz & Geborgenheit

*Ich will mich sicher fühlen!*

In Höhlen begann die Entwicklungsgeschichte des Wohnens, ein offenes Feuer im Kamin gilt uns heute noch als Inbegriff der Behaglichkeit. Die moderne Architektur aber setzt auf große Glasflächen und offene Grundrisse. Bauen wir Häuser gegen unsere Natur?

Machen Sie einen Test. Gehen Sie in ein leeres Restaurant, das nicht Ihr Stammlokal ist, und beobachten Sie, an welchen Platz Sie sich setzen. Sie wählen einen mit der Wand im Rücken, der Ihnen möglichst freie Sicht über den Raum und auf den Eingang gewährt? Die meisten Menschen tun das. Und die nächsten Gäste? Sie suchen sich ähnliche Plätze. Erst wenn das Lokal sich füllt, finden sich Gäste für die Tische in der Mitte. Sind es Paare, und der Mann lässt, ganz Gentleman, der Frau die Wahl, findet er sich in der Regel mit dem Rücken zur Tür wieder.

Wir Menschen mögen uns für die Krone der Schöpfung halten und äußerst trickreich in der Vernichtung unserer Feinde sein – wenn es um die Wahl des richtigen Platzes geht, verhalten wir uns nicht anders als die meisten Tiere: Wir suchen Schutz und Überblick. Jahrmillionen der Entwicklung haben uns dieses Muster tief eingepägt. Kein Wunder, dass Kinder, ihren Instinkten meist viel näher als Erwachsene, Hochbetten und Baumhäuser so lieben. Sie können sich darin geborgen fühlen und haben trotzdem alles im Blick.

Sicherheit ist das wichtigste aller Bedürfnisse, das jeder Mensch in seiner Wohnung, in seinem Haus erfüllt haben muss. Es stammt aus den Anfängen unseres Seins. »Man muss sich

vor Augen halten, dass die Höhlenzeit mehr als eine halbe Million Jahre dauerte und sich dem Menschen in einer vieltausendfachen Geschlechterfolge tief einprägte und ihn formte«, schreibt der Architekt und Kulturkritiker E. W. Heine, »das Haus (ist) Teil unseres innersten Wesens, unser Ursprung und unser Schicksal. Haus und Menschsein sind eine untrennbare

Streng symmetrisch, sehr repräsentativ und doch ein geschützter Ort des Rückzugs: Diese Dachterrasse ist das perfekte Refugium für den aufgeklärten Traditionalisten.





Einheit. Durch die Behausung wurden wir zu Menschen.« Bei der Kommunikationswissenschaftlerin Friederun Pleterki klingt das nüchterner: »Wohnen bedeutet Sicherheit und Entspannung finden, nicht ständig auf der Hut sein, sich gehen lassen können. Wo eine Wohnung diese Ansprüche nicht erfüllt, ist das Warn- und Alarmsystem des Körpers ständig in Bereitschaft, also angespannt, und das Wohnen verfehlt seinen eigentlichen Zweck.«

Versetzen wir uns zurück in das Restaurant. Können wir uns hier gehen lassen? Natürlich nicht. Aber es gibt Abstufungen. In einem Lokal, wo die Tische in abgeteilten Nischen stehen, wo die Decken niedrig sind, wird die Atmosphäre gelöster sein als in einem, wo jeder jeden sehen kann, oder wo bodentiefe Fenster zur Straße hin jederzeit den Einblick von Passanten ermöglichen. Nicht verwunderlich, dass die Stimmung in höhlenartigen Kneipen schneller steigt als in einem hell erleuchteten Loft mit hohen Decken. Da müssen dann Wein und Bier für lockere Geselligkeit sorgen. Aber wir erleben auch immer wieder, wie manche Menschen geradezu in die Mitte des Restaurants streben, sich offenkundig entspannt, selbstsicher und gut gelaunt inmitten der anderen Gäste amüsieren. Nüchtern, wohlgemerkt. Sie fliehen geradezu die Nische, die ihnen die Luft zum Atmen nimmt. Aber wie soll es auch anders sein? Die Bewohner von transparenten Glaspalästen, die ihr Innerstes preisgeben, und von Friesenkaten, deren Fensterchen zum Teil noch vom Dachüberstand verdeckt werden, unterscheiden sich sicher nicht nur durch die Adresse. Das Haus als Spiegel des Selbst.

### Wirkungsvoller Schutz vor kriminellen Zeitgenossen

Kommen wir noch einmal zu unserem kleinen Experiment zurück, bevor der selbstbewusste Gast – war er von Beruf Schauspieler? – den Raum betrat. Die Situation, in der wir uns eingerichtet hatten: ein behaglicher Platz, der

Sicherheit und Überblick gewährt und dabei entspannte Kommunikation ermöglicht. Übertragen wir ihn auf unser Zuhause. Ideal wäre zum Beispiel die Dachwohnung mit großen Fenstern ohne Gegenüber. Der Ausblick aus sicherer Distanz, die Dachschrägen, die Behaglichkeit vermitteln, die Sicherheit, dass Einbrecher nur durch die Eingangstür kommen können (und die lässt sich ja mit entsprechender Technik ausstatten). Aber wie steht's mit dem freistehenden Einfamilienhaus, dem Lieblingswohnsitz der Deutschen? Müsste man es nicht mit hohen Mauern oder Zäunen umgeben, damit es ähnliche Sicherheit ausstrahlt wie die Wohnung unterm Dach?

Die wenigsten Menschen hierzulande tun das. Das ist zum einen den Bauordnungen und Bebauungsplänen zu danken, die solche rigiden Sicherheitsmaßnahmen in aller Regel zugunsten eines offenen, freundlichen Straßenbildes verbieten. Es ist unter objektiven kriminalistischen Gesichtspunkten auch gar nicht nötig, denn die Bedrohung der Deutschen in ihren eigenen vier Wänden ist erfreulich gering. Außerdem lassen sich die allermeisten Einbrüche mithilfe einfacher mechanischer Sicherungen verhindern: mit Riegeln, Zusatzschlössern, Profilen, Gittern. Auch Alarmanlagen sind natürlich eine wirkungsvolle Prävention. In jeder Stadt gibt es kriminalpolizeiliche Beratungsstellen, die hierüber aufklären, und die Beamten kommen auf Wunsch ins Haus, um die Schwachstellen aufzuspüren und geeignete Abhilfe vorzuschlagen.

Sinnvoll ist es, die Fachleute vor dem Bau eines neuen oder der grundlegenden Sanierung eines alten Hauses hinzuzuziehen, weil sich auf diese Weise Sicherheitstechnik integrieren lässt, die gar nicht weiter auffällt (im Unterschied zu den wuchtigen Sicherheitsriegeln, mit denen viele Altbautüren nachgerüstet werden). So kann man mit vergleichsweise wenig Aufwand und Kosten einen guten Sicherheitsstandard erreichen, der wirkungsvoll vor kriminellen Zeitgenossen schützt.



Was für ein Auftritt! Die großzügig verglaste Dachwohnung ist das moderne Pendant zu Nest, Baumhaus oder Felsenhorst. Sie erlaubt kaum Einblicke, dafür umso mehr Ausblicke.

Aber reicht das, damit wir uns zu Hause wirklich sicher und geborgen fühlen? Es gibt ja das interessante Phänomen, dass sich deutlich mehr Menschen vor Einbruch oder Überfall in den eigenen vier Wänden fürchten, als davon tatsächlich betroffen sind. Schauen die Leute zu viel »Tatort« oder »AktENZEICHEN XY«? Oder strahlt ihre Wohnung, ihr Haus nicht jene Sicherheit und Geborgenheit aus, die ihnen die Angst nähme?

Friederun Pleterki rät Klienten zu einem Test. Als Anhaltspunkte dienen ihr Fragen wie:

- Fühlen Sie sich sicher vor Einbrechern?
- Kann es Ihnen egal sein, was nachts vor Ihren Fenstern passiert, oder fühlen Sie sich durch zu große Fenster beobachtet?
- Haben die Sitzplätze genügend Rücken- deckung?

- Stimmt die Statik?
- Entsprechen die Raumproportionen dem menschlichen Maß?
- Möchten Sie in Ihrer Wohnung alt werden?

Bei den Antworten vertraut sie auf etwas, was sich der Forschung weitgehend entzieht: den sechsten Sinn. »Er registriert die Gefahr, aber auch die Täuschung.« Die Fragen (und viele weitere, die ich Ihnen im zweiten Teil dieses Kapitels stellen werde) lenken den Blick darauf, dass eben längst nicht nur Sicherheitsschloss, Panzerriegel oder Scherengitter uns erleichtert und zufrieden uns entspannen lassen. Eine besondere Rolle für unser Sicherheitsbedürfnis spielt vielmehr ein Baustoff, der in den vergangenen Jahrzehnten dank des rasanten technischen Fortschritts eine steile Karriere hingelegt hat: Glas.



## Die moderne Architektur setzt auf Offenheit, nicht auf Geborgenheit.

Noch vor fünfzig Jahren bestanden Fenster aus einfachen, relativ kleinen Scheiben, weil große Formate zu teuer und zerbrechlich waren und überdies zu viel Wärme entweichen ließen. Das Glashaus von Philip Johnson, 1949 gebaut, und das Farnsworth-Haus von Ludwig Mies van der Rohe aus dem Jahr 1951, beide komplett verglast, waren eine Sensation. Sie gelten als Meilensteine der Architekturgeschichte. Heute ist, zahlreiche Bauten belegen es, das durchsichtige Haus, eine Art Diamant zum Wohnen, technisch und finanziell kein Problem mehr. Und Glas ist der Baustoff der Moderne. Er ist Sinnbild für Demokratie und Modernität, vermittelt Transparenz und Leichtigkeit, lässt Innen und Außen ineinanderfließen und scheint die Bauwerke auf ihren ursprünglichen Zweck zu reduzieren – den Schutz des Menschen vor den Naturgewalten. Die Produktvorteile sind evident. Glas ist extrem witterungsbeständig, formstabil und dank zahlreicher Innovationen von geringer Wärmedurchlässigkeit. Manch modernes Glas dämmt besser als manch alte Hauswand. Spektakuläre Entwürfe, echte Prestigeobjekte in der Referenzliste jedes Architekten, sind möglich.

Und die Psyche? »Es gibt in der Architektur die Tendenz, das Schutzbedürfnis der Menschen geringer zu werten«, hat Riklef Rambow beobachtet. »Wichtiger sind Kommunikation und Offenheit.« Große Fensterfronten, ja vollkommen verglaste Giebelwände sind ihr Symbol. Mit dem Ergebnis, dass die Bewohner ihre Abende lieber in der Küche verbringen? Es ist gewiss kein Zufall, wenn immer mehr Gärten aufwendig beleuchtet werden. Dann rückt einem die Dunkelheit durch immer größere Fenster nicht so auf die Pelle.

Damit wir uns zu Hause sicher und geborgen fühlen können, müssen wir eine Balance finden zwischen unserem Wunsch nach Ausblick

Ein Meilenstein der Architekturgeschichte: das Farnsworth-Haus von Ludwig Mies van der Rohe. Hier begann der Siegeszug des Baustoffs Glas in der Gestaltung von Privathäusern.



auf Stadt oder Land und der Möglichkeit für andere, Einblick zu gewinnen in Haus oder Wohnung. Beides hängt voneinander ab. Wie, das hat der englische Psychologe Adrian Hill in einem Experiment untersucht. Er setzte seine Probanden in einen Raum mit zwei Fenstern. In dem einen sahen sie den Ausblick aus ihrem Haus, im anderen konnten sie sich dank eines Spiegels im Haus sitzend von außen beobachten. Zwei Ausblicke wurden ihnen per Projektor gezeigt – ein naher Fußweg und ein Ausblick ins Grüne. In zwei Räumen, Wohnküche und Schlafzimmer, sollten sie mithilfe von Tüllgardinen unterschiedlicher Dichte eine Situation schaffen,

die ihnen behaglich war. Eines der Ergebnisse war zu erwarten: Das Bedürfnis nach einem dichteren Stoff war im Schlafzimmer größer als in der Küche, beim Blick auf den Fußweg größer als bei dem ins Grüne. Das Bedürfnis verstärkte sich, je dunkler es draußen wurde, je stärker also das Licht drinnen die Bewohner zur Schau stellte. Verblüffend aber war eine andere Erkenntnis. Eher extrovertiert veranlagte Versuchspersonen wählten durchweg dichtere Tüllgewebe als introvertiert veranlagte. Die Schlussfolgerung des Psychologen: Extrovertierte Menschen setzen sich offenbar stärker in Beziehung zu anderen, auch denen vor dem Fenster, und haben

daher ein stärker ausgeprägtes Bedürfnis nach visueller Privatheit. Aber sind sie es nicht auch, die mithilfe großer Fensterfronten ihre Offenheit dokumentieren wollen?

### Kühle Farben schaffen Distanz und Weite.

Die Art, wie Menschen Einblicke durch ihre Fenster zu verhindern suchen, zeugt von der Ahnungslosigkeit der Architekten oder Bauherren, die diese Fenster zu verantworten haben. Oder von ihrer Ignoranz? In der Straße, in der wir wohnen, steht ein Mehrfamilienhaus aus der Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, das der wohlmein-



Kinder lieben das Kleinteilige, Kuschelige, Weiche. Manch kleine Prinzessin verlässt dieses tiefe Bedürfnis nach Geborgenheit auch später nicht. Es verrät sie als den natürlichen Wohntyp.



de Eigentümer im Zuge der Modernisierung mit bodentiefen Fenstern ausstatten ließ. Er hatte wohl den Verheißungen der Wohnpresse und Verkaufsbroschüren geglaubt, das schaffe ein großzügiges Wohngefühl. Sicher hatte er aber nicht damit gerechnet, dass im Hochparterre Mieter einziehen würden, die halbhohe Paravents mit bunt bedruckten Tüchern vor die Fenster stellten, um sich weniger beobachtet zu fühlen. Der Anblick: grotesk. Aber wenn es nun mal dem Sicherheitsbedürfnis dient?

Der Zusammenhang von Raum und Geborgenheit ist vielgestaltig. Es ist nicht nur die Größe der Fenster, die das sichere Gefühl stützt, auch Größe und Höhe des Raums sind entscheidend – je größer, höher und freier er ist, umso kühler wirkt er; je kleiner und enger er ist, umso mehr Geborgenheit kann er vermitteln. Wer also eine kühle Wohnatmosphäre bevorzugt, fühlt sich in großen Räumen wohler, wer sich zu Hause gerne einkuschelt, braucht dazu kleine; was den einen aufatmen lässt, lässt den anderen frösteln. Mit Tapeten, Einrichtung und Dekoration kann man einen großen Raum kleiner und einen kleinen Raum größer wirken lassen. Muster und dunkle Farben lassen ihn schrumpfen, klare helle Flächen weiter erscheinen. Von Bedeutung ist auch der Charakter der Farbe: Warme Farben schaffen Geborgenheit, kühle Farben Distanz und Weite.

Verblüffend ist, welche starke Ausstrahlung unterschiedliche Materialien haben. Vergleichen Sie einmal, wie ein Raum seinen Charakter verändert, wenn statt eines Bodens mit Pitchpine-Dielen polierter Beton verlegt wird; und dann wieder, wenn man darauf nun flauschige große Teppiche legt. Das lässt sich mit gängigen Einrichtungsprogrammen am Computer sehr schön simulieren. Eine ähnliche Wirkung haben Stores, die man aufhängt oder weglässt, eine Tapetenbahn als Auflockerung auf einer weißen Wand oder ein komplett tapezierter Raum, Sitzgruppen, Lichtinseln, Raumteiler. Ich hatte es in der Einleitung bereits erwähnt: Jeder Raum stellt uns die Frage, ob wir ihm

gewachsen sind. Und alle diese Elemente tragen ihr Teil dazu bei, wie wir sie beantworten. Erst wenn wir die Elemente in ihr fragiles Gleichgewicht gebracht haben, empfinden wir jenes leichte Gefühl von Dominanz, das Albert Mehrabian als grundlegend für eine gute, sichere Beziehung zu einem Raum erkannt hat.

Als Bauherren, Modernisierer und Bewohner können wir selbst für dieses Gefühl sorgen – Kinder, zumal kleine, können es nicht. Bemerkenswert und verdienstvoll ist die Initiative, die Einrichtungskonzepte für Schulen, Kindergärten und Behinderteneinrichtungen erarbeitet, um Kindern optimale Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen; es ist der Verein »Würzburger Modell – Bauen für Geborgenheit«. »Geborgenheit«, sagt der Vorsitzende Eduard Wisgalla, »ist die Grundvoraussetzung für Lebensqualität und eine gute Entwicklung. Sie erlaubt uns zu entspannen und unsere Energien konstruktiv zu nutzen.« Unterstützt werde das in der Architektur durch quadratische Grundrisse und die Möglichkeit, sich zurückzuziehen. Differenziertes Licht, beruhigende Farben, warme Materialien wie Holz, Keramik und Stoff unterstützen den Effekt.

Der andere entscheidende Punkt ist Sicherheit. »Erlebte Sicherheit schützt vor Depressionen und kann aggressives Verhalten mindern oder sogar verhindern«, hat Wisgalla beobachtet. »Sie stärkt das Selbstwertgefühl. Das unterstützen nicht nur stabile Möbel und feste Strukturen, sondern auch eine Stabilität des Bauwerks, die sichtbar ist. In kräftigen, soliden Balken etwa.« Und nicht zu viel Glas. »In Kindergärten mit zu vielen Fenstern und Lichteinfall herrscht immer Chaos und Unruhe. In einer Behinderteneinrichtung, die wir nach unserem Konzept gestaltet haben, verschwand die Neigung der Bewohner zu Aggression gegen sich und andere fast völlig.« Gar so überraschend ist das nicht: Wer sich sicher fühlt, kann in sich ruhen und braucht sich nicht so heftig gegen andere abzugrenzen.



## Wie lebt es sich in einem komplett verglasten Hauswürfel?

Als Erwachsene wollen die meisten von uns, schon aus ästhetischen Gründen, nicht so wohnen, wie es das Würzburger Modell für Schulen und Kindergärten vorsieht. Unsere Persönlichkeit entwickelt sich und mit ihr unsere Ich-Stärke, unser Selbstwertgefühl, unsere Fähigkeit, Sicherheit nicht nur um uns, sondern auch in uns zu finden. Beim einen mehr, beim anderen weniger. Aber ist es nicht faszinierend, wie die Instinkte uns leiten? Die Fenstertür zum Garten mit diesen wunderbar schmalen Profilen ist nach Widerstandsklasse 3 (einer Kategorie für Einbruchssicherheit)

Der Blick aus den Hollywood Hills? Nein, auf den Stuttgarter Talkessel. Der Architekt und Ingenieur Werner Sobek hat sich in exquisiter Lage an einem steilen Hang diesen Weitblick ermöglicht.



eingestuft und wird, sagt das Produktdatenblatt, einem Kuhfuß standhalten. Empfinden wir diese Sicherheit? Wäre ein Fensterladen, eine Außenjalousie vielleicht besser? Und natürlich hat uns der Architekt das Prüfzeugnis für die filigrane Treppe gezeigt, die so unvergleichlich elegant ins Obergeschoss führt – aber fühlt es sich gut an, sie hinunterzustürmen? Wie sagte Friederun Pleterski? Vertrauen Sie Ihrem sechsten Sinn! Er registriert die Gefahr, aber auch die Täuschung.

Vieles, was »Bauen für Geborgenheit« umsetzt, findet sich in anderer Terminologie auch bei Feng-Shui-Beratern. Sie warnen vor zu großen Fenstern (weil zu viel Energie nach draußen abfließt, die drinnen gebraucht wird), würden niemals einen Schreibtisch so aufstellen, dass man beim Arbeiten mit dem Rücken zur Tür sitzt, platzieren ein Bett immer an einer sicheren Wand und mit freiem Blick zur Tür, bevorzugen klare Formen und eine ruhige, aufgeräumte Atmosphäre. Die Beraterin Gudrun Mende sagt: »Die erste Priorität hat bei meinen Beratungen immer das Bedürfnis nach Schutz und Geborgenheit. Es ist wichtig, eine Insel zu haben, auf der man sich wohlfühlt, die allen Stress draußen lässt.« Vielleicht ist das der Grund für das Revival des Eggchair von Arne Jacobsen, eines Entwurfs von 1956. Er ist im Grunde genommen die Design-Variante des Ohrenbackensessels, der uns schützend umfängt und jene Sicherheit bietet, die puristische, fließende, verglaste Räume uns verweigern.

Leben dann aber alle Menschen, die sich mit viel Glas umgeben und kühlen Sichtbeton lieben, wider ihre Natur und behelfen sich mit Provisorien wie dem Eggchair? Werner Sobek, deutscher Architekt von internationalem Rang, macht nicht den Eindruck. Sein Haus trägt den schönen Namen R 128 und ist in jeder Hinsicht ein außergewöhnliches Bauwerk. Feng-Shui-Meister würden schreiend davonlaufen, Normalsterbliche schaudern bei der Vorstellung, in diesem

Ein viergeschossiger Kubus ganz aus Glas und eine Ikone des modernen Bauens – das ist Werner Sobeks R 128. Er liebt die Allgegenwart der Natur, sagt er, und Gäste fänden es überraschend gemütlich.







Baden mit Meerblick bei 40 Grad Wassertemperatur – mit diesem Luxus wirbt ein exklusives Hotel auf Sylt. Locations wie diese haben die Journalistin Joan Kron zu dem Bonmot inspiriert: »Wer im Glashaus sitzt, sollte lieber nicht die Vorhänge wegschmeißen.«

Kubus leben zu sollen – in einem viergeschossigen Würfel ganz aus Glas, ohne Innenwände, eingebettet in einen steilen Südhang über dem Talkessel von Stuttgart.

Wie es sich darin lebt? »Paradiesisch«, schwärmt Sobek. »Viele unserer Gäste sind zunächst etwas befremdet, aber man hat ja sonst auch nie die Chance, so ein Haus auszuprobieren. Es ist ein Nest und keine Höhle, und die meisten Besucher erfahren dabei Gefühle, die sie vorher nie erfahren haben.« Es sei für sie »ein Ort der absoluten Erholung geworden«, ergänzt seine Frau Ursula. »Man ist hier auf Dauer im Urlaub.« Sie nennt als Inspiration nicht etwa Philip Johnson oder Mies van der Rohe, sondern die jemenitische Bautradition des Mafradsch. Mit diesem Namen werden in jener herben Weltgegend die obersten Stockwerke der Turmhäuser bezeichnet, die wie Adlerhorste in den Bergspitzen kleben. Der Mafradsch bietet beides zugleich: Sicherheit und Überblick, alles

sehen können, aber nicht gesehen werden. Hier sitzen die Ältesten zusammen, um sich zu besprechen. Ein »Mafradsch des 21. Jahrhunderts« sei ihr Haus, sagt Ursula Sobek.

### Die Hamburger Hafencity – ein Viertel für Wohnexhibitionisten?

Was die großformatigen Fotos von großzügig verglasten Häusern, die uns auch über R 128 staunen lassen, nämlich meist nicht zeigen, ist, dass der Standpunkt des Fotografen, der die kühle Pracht einfing, dem Spaziergänger selbstverständlich nicht zugänglich ist. So wird uns der Zusammenhang verweigert, der zwischen dem Sicherheitsbedürfnis, das auch die Bewohner dieser Häuser haben, und einem sehr exklusiven weiteren Detail ihrer Planung besteht – der Lage. Wenn wir dank eines uneinsehbaren, gut gesicherten Grundstücks oder einer Hanglage vor den Blicken neugieriger Mitmenschen, deren Motive wir nicht kennen, sicher sind,

dann können viele von uns die wirklich großartigen Ausblicke auch genießen.

Wo diese Bedingungen wie in den meisten Vierteln und Siedlungen fehlen, schrumpfen meist die Fenster, sie bekommen Brüstungen und Vorhänge oder werden abends von Außenjalousien beschirmt. Es bedarf schon einer bemerkenswerten Ich-Stärke oder auch eines gewissen Exhibitionismus, eine der Wohnungen zu beziehen, wie sie in der mondänen Hamburger Hafencity gebaut wurden: voll verglast über zwei Geschosse, von der anderen Seite der Fleete – so heißen die Kanäle des Hamburger Hafens – für die Massen von Besuchern, die das neue Quartier am Wochenende bestaunen, wunderbar einzusehen. Würde eine solche Wohnung zu Ihnen passen? Der Test, der auf den nächsten Seiten folgt, wird Ihnen Aufschluss geben.

Zu den meisten von uns passt diese Wohnung nicht. Viele tausend Generationen nach dem Aufbruch des Menschen zur Weltherrschaft sind es immer noch archaische Muster, die

uns prägen. Hirnforscher können das erklären. Das Areal, in dem das Zentrum unserer Angst liegt, die Amygdala, auch Mandelkern genannt, gehört entwicklungs geschichtlich zu den ältesten Teilen des Gehirns. Es entstand, als unsere Vorfahren sich noch vor Mammuts und Säbelzahn Tigern in Acht nehmen, als sie jederzeit bereit sein mussten zu Kampf oder Flucht. Hier sind die Muster eingepägt, die auch heute noch unsere Instinkte leiten, die Stress erzeugen oder Entspannung erlauben. Faszinierend, wie sehr sich die Bilder gleichen: das Lagerfeuer in einer Höhle und das Kaminfeuer in einer Bauernkate – Symbole von Schutz und Geborgenheit gleichermaßen.

Und wenn sie fehlen? Ohne Sicherheit kein Entspannen, kein Loslassen, kein Wohlfühl. Der Preis ist hoch. »Menschen, die sich zu Hause nicht geschützt und geborgen fühlen«, sagt Friederun Pleterki, »die wohnen nicht. Die stellen um, putzen, kaufen neu, haben einen unstillbaren Drang nach Veränderung.« Und ziehen schließlich um. In das richtige Haus?

Paradewohnen in der Hamburger Hafencity. Zur extravaganten Architektur des Gebäudes gesellen sich extravagante Bewohner, deren Wohnräume des Abends ihre weithin einsehbaren Bühnen sind.



## Teil 1: Schutz und Geborgenheit

Schützende Bauernkate oder großer Glaswürfel – was passt zu Ihnen? Kommen Sie Ihrem Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit auf die Spur. Wählen Sie möglichst spontan jeweils eine der vier Antworten auf die Fragen, die nun folgen, und seien Sie gespannt auf die Auswertung.

Zum Ausdrucken oder Herunterladen finden Sie den Test auch im Internet unter [www.dva.de/wohntyp](http://www.dva.de/wohntyp).

# Der große Wohntest

### 1. Sie verbringen einen Abend in einem Wohnzimmer mit großer Fensterfront. Wie machen Sie es sich gemütlich?

- 1 Solange niemand hineinschauen kann, ist es mir dort immer gemütlich.
- 2 Ich schalte die Gartenbeleuchtung an.
- 3 Ich lasse die Außenrollos herunter und ziehe, weil es gemütlicher ist, die Vorhänge zu.
- 4 In einem Raum mit großer Fensterfront halte ich mich am Abend lieber gar nicht auf.

### 2. In der Zeitung steht, dass es in Ihrer Stadt eine Einbruchserie gab. Was denken Sie?

- 1 Wie gut, dass ich eine Alarmanlage habe, sie muss ohnehin gewartet werden, und darum kümmere ich mich jetzt.
- 2 Über meine Gartenmauer muss der erst mal kommen!
- 3 Bis der Täter gefasst ist, möchte ich im Haus lieber nicht alleine übernachten.
- 4 Einbruchserien gab es immer, ich glaube, mein Haus ist gut genug gesichert.

### 3. Welche Bauart gibt Ihnen das sicherste Gefühl?

- 1 Stein auf Stein.
- 2 Werden in Deutschland Häuser gebaut, die nicht sicher sind?
- 3 Wenn die Balken dick genug sind, kann es auch aus Holz sein.
- 4 Es kommt nicht auf das Baumaterial, sondern auf die Statik an.

### 4. Bei welcher Deckenhöhe fühlen Sie sich am wohlsten?

- 1 In einem Bungalow oder Haus mit normaler Deckenhöhe.
- 2 Die Deckenhöhe ist für mein Wohlbefinden gar nicht entscheidend.

- 3 In einer Bauernkate mit Holzbalkendecke.
- 4 In einer Wohnhalle, die sich über zwei Geschosse erstreckt.

### 5. Wo möchten Sie am liebsten schlafen?

- 1 Nach hinten zum Hof oder Garten, Stockwerk ist mir egal.
- 2 Lieber im ersten Stock, aber gerne mit Balkon.
- 3 In einem kuscheligen Raum unterm Dach.
- 4 Hauptsache so, dass auch bei offenen Vorhängen kein Nachbar hereinschauen kann.

### 6. Wie sieht Ihr optimaler Schlafplatz aus?

- 1 Eine Wand am Kopfende, Tür und Fenster gut im Blick.
- 2 Frei im Raum stehend, aber mit Betthaupt.
- 3 Großes Bett, großer Raum, am liebsten nur für mich (außer manchmal).
- 4 In einem Himmelbett.

### 7. Welches ist Ihr Lieblingsraum?

- 1 Lieber nicht so groß, mit Sprossenfenstern.
- 2 Übersichtlich mit schmalen, bodentiefen Fenstern.
- 3 Großzügig sollte er sein, wichtig ist ein freier Ausblick.
- 4 Groß, hoch, weit.

### 8. Sie wollen für drei Wochen in den Urlaub fahren. Die Sachen sind gepackt und im Auto. Welche Situation kommt Ihnen bekannt vor?

- 1 Bei uns ist oft Chaos vor der Abreise, deshalb mache ich mir schon an der ersten Straßenecke Gedanken, ob wir alles dabei haben.
- 2 Ich mag keine komplizierten Reisen, jeder packt seine Sachen, und was wir vergessen haben, kaufen wir vor Ort.
- 3 Ich hake auf einer Liste ab, ob ich an alles

- gedacht habe, und kontrolliere sorgfältig, ob alles ausgeschaltet und abgeschlossen ist.
- 4 Ich checke ein letztes Mal, ob ich Schlüssel, Geld und Fahrkarten habe, und fahre los.

### 9. Für wie viele Jahre sollte Ihr Haus das richtige sein?

- 1 Keine Ahnung. Man entwickelt sich weiter, und dann muss man auch mal umziehen.
- 2 Wo ich mich zu Hause fühle, möchte ich eigentlich nicht wieder weg.
- 3 So lange wie möglich, ich ziehe nur um, wenn es nicht anders geht.
- 4 So sorgfältig, wie ich plane, möchte ich nicht wieder ausziehen. Aber wenn die Karriere es verlangt?

### 10. Wie viel Nähe wünschen Sie sich zu Ihren Nachbarn?

- 1 Am besten gar keine. Je weniger ich von den Nachbarn sehe und höre, umso besser.
- 2 Wenn sie zu uns passen, dann kann ich mir auch ein freundschaftliches Verhältnis vorstellen.
- 3 Eine gute Nachbarschaft ist viel wert.
- 4 In einem Mehrfamilien- oder Reihnhaus, wo man die Nachbarn auch mal hört und sieht, fühle ich mich wohl und sicher.

### 11. Stellen Sie sich ein intelligentes Haus vor, in dem viele Funktionen von einem Zentralcomputer gesteuert werden. Wie finden Sie das?

- 1 Hilfe, wie schrecklich.
- 2 Wenn sie der Bequemlichkeit dient, ist Technik etwas Feines, aber ich möchte mich nicht lange damit befassen müssen.
- 3 Das kann sinnvoll sein, wenn ich es sorgfältig geprüft habe.

- 4 Klasse, wenn die Technik sich um alles kümmert, mit solchen Lösungen befasse ich mich gerne.

### 12. Welchen Fußbodenbelag würden Sie am wenigsten mögen?

- 1 Flauschigen Teppichboden
- 2 Polierten Beton
- 3 Polierten Marmor
- 4 Gestampften Lehm

### 13. Wie ist oder war der Raum möbliert, in dem Sie sich bisher am wohlsten gefühlt haben?

- 1 Sehr individuell, mutig und fantasievoll.
- 2 Man könnte ihn fast spartanisch nennen.
- 3 Stilvoll und aufgeräumt.
- 4 Viele schöne Möbel und urgemütlich.

### 14. Wie gestalten Sie Ihre Wohnung?

- 1 Möglichst reduziert und pur.
- 2 In einem Stilmix von ausgewählten Stücken.
- 3 Schön dekoriert, mit vielen liebevoll platzierten hübschen Details.
- 4 Ich lege Wert auf Harmonie und Perfektion.

### 15. Wie begrenzen Sie Ihr Grundstück?

- 1 Mit einem gediegenen wetterbeständigen Zaun.
- 2 So, dass ich rundherum vor Blicken geschützt bin.
- 3 Das mache ich so wie die Nachbarschaft.
- 4 Mit einer bunt gemischten Hecke.

### 16. Was gibt Ihnen ein gutes Gefühl?

- 1 Nähe zu meinen Lieben
- 2 Bekanntes und Vertrautes
- 3 Abwechslung
- 4 Unabhängigkeit



# Die Auswertung

Schauen Sie, welche Ziffer welchem Buchstaben entspricht, und zählen Sie, wie oft Sie einen Buchstaben angekreuzt haben. Je häufiger ein A, B, C oder D in der Auswertung auftaucht, umso stärker ist die Ausprägung Ihres Bedürfnisses nach Sicherheit und Geborgenheit, für die dieser Buchstabe steht. Was sich dahinter verbirgt und wie Sie Ihr Wohnumfeld optimal auf Ihr Bedürfnis abstimmen können, lesen Sie auf den nächsten Seiten.

Anwort	1	2	3	4
1.	D	C	B	A
2.	B	D	A	C
3.	B	C	A	D
4.	B	C	A	D
5.	C	B	A	D
6.	B	C	D	A
7.	A	B	C	D
8.	A	D	B	C
9.	C	A	D	B
10.	D	C	B	A
11.	A	C	D	B
12.	D	A	C	B
13.	C	D	B	A
14.	D	C	A	B
15.	B	D	A	C
16.	A	B	C	D

## A. Der natürliche Typ Geborgenheit steht an erster Stelle.

Sie fühlen sich zu Wohnungen oder Häusern hingezogen, die eine ausgesprochen beschützende Ausstrahlung haben. Geborgenheit, insbesondere die Geborgenheit inmitten anderer Menschen, steht für Sie an erster Stelle. Ihnen ist bedeutend wohler, wenn Sie in der Nähe Ihrer Familie wohnen. Aber auch eine gut funktionierende Nachbarschaft schätzen Sie sehr, da sie Ihnen ein sicheres Gefühl gibt, vor allem, wenn Sie allein im Haus sind. Die Nähe zum Partner oder der Familie gibt Ihnen ein gutes Gefühl, so wie Ihnen auch die Gesellschaft von Freunden viel bedeutet. Ihre Wohnung strahlt viel Sicherheit und Behaglichkeit aus. Das zeigt sich auch in der Möblierung der Räume. Je größer ein Raum ist, desto mehr verspüren Sie das Bedürfnis, ihm durch Möbel und Accessoires, die Wärme ausstrahlen, eine Atmosphäre der Gemütlichkeit zu verleihen. Sie ziehen abgeschlossene, überschaubare Räume einem offenen Grundriss vor. Sie lieben naturnahe Materialien.

### Unsere Tipps

- Damit Sie sich auch alleine in Ihrem Zuhause wohl und sicher fühlen können, sollten Sie vor allem auf die Lage des Hauses und seine Umgebung achten. Inmitten einer Siedlung sind Sie besser aufgehoben als am Waldrand oder gar in Alleinlage. Oder ist nicht eigentlich eine Dachwohnung noch besser geeignet?
- Kleinere Räume mit niedrigen Decken, wie etwa eine Bauernstube, vermitteln Ihnen ein gutes Gefühl.
- Wählen Sie vor allem den Schlafraum mit großer Sorgfalt aus. Er sollte im Dach- oder Obergeschoss liegen und von außen nicht erreichbar sein, weder über einen Balkon

noch einen großen Baum. Das Bett platzieren Sie so, dass Sie Tür und Fenster im Blick haben.

- Art und Größe der Fenster sind für Sie ein wichtiger Aspekt. Kleinere Fenster mit einer Brüstung oder Sprossenfenster vermitteln Ihnen mehr Schutz. Wenn Sie wegen des Lichteinfalls und der Großzügigkeit auf große Fenster trotzdem nicht verzichten wollen, sollten Sie für den Abend eine gute Gartenbeleuchtung vorsehen und das Grundstück durch eine blickdichte,

- undurchdringliche Hecke, einen soliden hohen Zaun oder eine Mauer abschirmen.
- Auch Außenjalousien, Fenstergitter oder Fensterläden lassen Sie nachts ruhiger schlafen.
- Bevorzugen Sie bei der Wahl der Materialien das, was natürlich ist und Wärme ausstrahlt, Teppichböden aus Wolle oder Ziegenhaar etwa oder geöltes Holz. Mit Vorhängen oder Kissen betonen Sie diese Atmosphäre ebenso wie mit differenziertem Licht und sanften, warmen Farben.

Das perfekte Haus für den natürlichen Typ. Ein üppig blühender Garten, tief heruntergezogenes Reetdach, kleine Fenster und, wie man vermuten darf, kuschelige Zimmer mit niedrigen Decken.





- ▶ Verzichten Sie auf Technik, die Sie nicht wirklich beherrschen, sie würde Sie nur verunsichern.
- ▶ Trauen Sie Ihrem Gefühl und lassen Sie sich Ihr Bedürfnis nach Sicherheit von Ihrem Partner nicht ausreden.

## B. Der traditionelle Typ Eine solide Bauweise schafft ein gutes Gefühl.

Sie haben ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Sicherheit. Das kann sich ausdrücken in der Vorliebe für solide, traditionelle Bauweise und gutes Handwerk. Sie legen Wert auf Einbruchschutz und schätzen vielleicht sogar eine Alarmanlage. Sie können sich in durchschnittlich dimensionierten Räumen mit gängiger Deckenhöhe genauso wohlfühlen wie in der Großzügigkeit eines stilvollen Altbaus mit hohen Decken, Stuck und ausgewogenen Proportionen. Doch sollten die Räume niemals karg wirken, sondern maßvoll möbliert sein. Sie schaffen eine warme, behagliche Atmosphä-

re, indem Sie mit hochwertigen Accessoires, schönen Teppichen und ausgesuchter Kunst dekorieren. Sie planen sehr sorgfältig, wägen die Entscheidungen für Technik, Ausstattung und Möblierung gründlich ab und achten auf ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis. Langlebigkeit ist Ihnen wichtig. Sie mögen es sehr, wenn Dinge gut und reibungslos funktionieren und gehen dabei keine Kompromisse ein.

### Unsere Tipps

- ▶ Eine passende Wohnform kann für Sie ein Reihenhaus, eine Doppelhaushälfte oder eine Altbauvilla sein, in jedem Fall aber ein Zuhause, das in eine gute, lebendige, unterstützende Nachbarschaft eingebunden ist.
- ▶ Große bodentiefe Fenster könnten zwar Ihrem Bedürfnis nach Repräsentation entsprechen, vermitteln Ihnen aber zu wenig Sicherheit, zumindest wenn sie zur Straße oder zum Nachbarn ausgerichtet sind.
- ▶ Auch für Sie eignen sich Außenrollos oder bei einem traditionellen Baustil Fensterläden.



Fenster in klassischer Aufteilung sind nicht nur Ausdruck des Stils, den der traditionelle Wohntyp schätzt, sie vermitteln auch mehr Geborgenheit.



Ein großzügiges »Raumprogramm«, wie Architekten es nennen, gefällt dem ungebundenen Typ sehr. Ideal der fließende Übergang zwischen Innen und Außen.

- ▶ Ein traditioneller Grundriss, bei dem jeder Raum eine klar definierte Funktion hat, passt besser zu Ihnen als offen ineinander übergehende Räume. Im Zweifelsfall sollten sie zumindest durch Schiebetüren voneinander zu trennen sein.
- ▶ Eine Außen- und Gartenbeleuchtung mit Dämmerungssensor und Bewegungsmelder gibt Ihnen ein gutes Gefühl.
- ▶ Wenn Sie ein gutes Verständnis für Technik haben, lassen Sie sich doch einmal über intelligente Haustechnik informieren. Gerade in Bezug auf Sicherheit ist sie interessant.
- ▶ Kräftige Wandfarben oder Tapeten mit klassischen Mustern schaffen Nähe und sorgen für Geborgenheit in großen Räumen. Gerade in den vergangenen Jahren sind viele schöne Tapetenmuster entworfen und wiederentdeckt worden, mit denen Sie stilvoll gestalten können.

## C. Der ungebundene Typ Die richtige Mischung aus Sicherheit und Großzügigkeit

Sie gehen bei der Planung oder Auswahl Ihres Hauses relativ locker mit dem Thema Sicherheit um. Sie reagieren sehr flexibel auf die unterschiedlichsten Bedingungen. Sie kommen nicht nur mit dem zurecht, was sich Ihnen bietet, sondern nehmen die Dinge auch gerne in die Hand. Dabei ist Ihnen eines allerdings besonders wichtig: das richtige Maß an Großzügigkeit einerseits und Gemütlichkeit andererseits zu finden. Dank Ihres schwach ausgeprägten Bedürfnisses nach Sicherheit können Sie sich auch für große Fensterflächen und hohe Geschosdecken begeistern. Besonders wichtig ist Ihnen der Bezug zur Natur. Das Schutzbedürfnis steht hierbei hinter dem Bedürfnis nach Großzügigkeit zurück. Sie



brauchen weniger soziale Nähe zu Ihrem Umfeld, suchen aber dennoch nicht das Haus in Alleinlage. Sie gehen pragmatisch mit Fragen der Sicherheitstechnik um und gestalten die Räume in einer fantasievollen, ungewöhnlichen Mischung aus Möbeln, Tapeten, Stoffen, Teppichen und Accessoires.

### Unsere Tipps

- ▶ Zu Ihnen passt jede Wohnform, die Ihren eigenständigen Charakter unterstreicht, ob Haus, Wohnung oder Loft, Neubau oder Altbau.
- ▶ Ihrer Kreativität entspricht es allerdings am besten, wenn Sie ein Haus ganz nach Ihren Vorstellungen bauen oder umgestalten können. Dann haben Sie die Möglichkeit, einen interessanten offenen Grundriss zu schaffen.
- ▶ Mit bodentiefen, großen Fensterflächen können Sie für Einblicke und Ausblicke sorgen und die Großzügigkeit noch unterstützen.
- ▶ Für Sie muss das Schlafzimmer nicht unbedingt im Obergeschoss liegen. Wichtiger ist ein schöner Ausblick vom Bett aus.
- ▶ Stellen Sie Ihre Wohnung nicht zu voll und lassen Sie sie auch nicht von anderen zu voll stellen. Eng und sehr »kuschelig« mögen Sie es nämlich gar nicht.
- ▶ Auch die Materialien und Möbel sollten Ihrem Wunsch nach Großzügigkeit gerecht werden, allerdings ohne das Bedürfnis nach Bequemlichkeit zu vernachlässigen: Parkettfußboden kombiniert mit lackierten Möbelloberflächen, Wände mit glatten Oberflächen und geradlinige Polstermöbel können dabei wichtige Elemente sein, weil sie eine schöne Bühne für außergewöhnliche Einzelstücke sind.
- ▶ Sie gehen mit Optimismus durchs Leben und vernachlässigen daher gerne mal soliden Einbruchschutz. Das muss nicht immer gut gehen. Außerdem: Fragen Sie Ihren Partner, ob er das genauso entspannt sieht.
- ▶ Bedenken Sie, dass große Fenster Kindern im Dunkeln Angst machen können. Achten

Sie in den Kinderzimmern also auf eine beschützende Atmosphäre.

### D. Der rationale Typ Viel Platz, aber kein Einblick

»My Home is my Castle« könnte für Sie erfunden worden sein – auch wenn Sie das niemals an Ihr Haus schreiben würden! Sie legen keinen großen Wert auf Kontakt zur Nachbarschaft, schotten sich eher gegenüber anderen ab. Hohe Mauern oder eine weitgehend geschlossene Fassade bieten Ihnen Schutz und Ruhe vor der Außenwelt, von der Sie in Ihren vier Wänden nichts sehen und hören wollen. Bei der Gestaltung setzen Sie Ihren ganz persönlichen Geschmack kompromisslos um. Wenn sich Ihr Haus, Ihre Wohnung öffnet, dann zu einer Seite, die nicht von Fremden einsehbar ist. Große, ja, überdimensionierte Räume geben Ihnen ein gutes Gefühl. Kleine Räume engen Sie dagegen ein und wirken auf Sie ganz und gar nicht behaglich. Sie brauchen auch keine warmen Materialien, um sich geborgen zu fühlen. Bei der Gestaltung der Wohnräume gehen Sie eher sparsam und puristisch vor. Je reduzierter die Einrichtung, desto besser. Sie lassen gerne den Baustil, die Materialien und die Großzügigkeit der Räume für sich wirken.

### Unsere Tipps

- ▶ Zu Ihnen passt ein Haus in Alleinlage oder ein großes, helles Loft, jedenfalls ein Platz, der Sie nicht bei Ihrer Selbstverwirklichung einschränkt. Auch eine Lage am Waldrand oder an einem einsamen See kann Sie nicht schrecken – im Gegenteil, sie gibt Ihnen ein herrliches Gefühl von Freiheit.
- ▶ Überlegen Sie, eine Eigentumswohnung zu kaufen? Bedenken Sie, dass viele Entscheidungen, die auch Ihre Wohnung betreffen, von der Eigentümergemeinschaft abhängen. Das könnte Sie stark bedrängen.
- ▶ Wenn Sie große Fensterflächen lieben, achten Sie besonders auf die Lage des Grundstücks. Liegt die Straße im Süden, sitzen

Sie auf dem Präsentierteller, und das ertragen Sie schlecht.

- ▶ Beim Grundriss müssen Sie nicht auf ein Bedürfnis nach Geborgenheit Rücksicht nehmen, aber auf Ihr ausgeprägtes Ruhebedürfnis.
- ▶ Wenn Sie bauen, planen Sie offene Raumstrukturen und hohe Räume. Wenigstens einer der Räume sollte sich über zwei Geschosse erstrecken. Dabei muss das Gebäude aber keineswegs riesig (und damit womöglich unerschwinglich) sein.
- ▶ Verzichten Sie auf Nischen, Erker und Winkel, bevorzugen Sie klare Linien.

- ▶ Kühle Materialien wie Fliesen, polierter Beton, Sichtbeton, Glas und auch Stahl können wesentliche Elemente Ihrer Ausstattung sein.
- ▶ Und auch für Sie der Rat: Beachten Sie das Schutzbedürfnis Ihrer Mitbewohner. Gerade Kinder haben ein besonderes Bedürfnis nach Geborgenheit.
- ▶ Was Ihnen bewusst sein sollte: Die Geste, die eine geschlossene Fassade darstellt, wird von den wenigsten Menschen als sympathisch empfunden. Das mag Ihnen nicht so wichtig sein – aber wie steht es mit Ihrer Familie?

Klare Strukturen, kompromisslos reduzierte Gestaltung und ein großzügiger Hof, der von Mauern umfriedet ist: Hier findet der rationale Typ Ruhe und Entspannung.





# Kommunikation

*Wir brauchen Platz für uns!*

Der Grundriss eines Hauses prägt das Leben darin, zum Guten wie zum Schlechten. Mauern entscheiden, ob wir entspannt miteinander sein können oder uns zu eng auf dem Pelz hocken; sie sollten also richtig gezogen sein. Oder besser gleich weggelassen werden? Offene Grundrisse sind ja derzeit sehr beliebt. Warum eigentlich?

Welche Bilder wecken in Ihnen die Sehnsucht nach einem glücklichen Zuhause? Die ganze Familie, Kinder, Eltern, Großeltern, um den Tisch in der guten Stube? Die Mutter mit den Kindern in der Küche, beim Kochen, Spielen, Schularbeitenmachen? Die fröhliche Kartentrunde in der großen Wohnküche? Das Sommerfest mit Freunden auf der Terrasse und im Garten, erleuchtet von Fackeln? Oder das Paar innig am Kamin, den edlen Bordeaux im Glas? Es verbinden sich viele Glücksvorstellungen mit dem eigenen Zuhause, und die meisten sehen uns mit anderen, aufgehoben in der Gemeinsamkeit von Partner, Familie und Freunden. Die Idee spendet uns Trost, gibt uns Halt und Zuversicht. Natürlich sind es die Menschen, nach denen wir uns sehnen. Aber es sind auch die Orte, die untrennbar zu diesen Bildern gehören: Orte der Gemeinsamkeit, der Kommunikation.

Ein Möbelhersteller warb vor Jahren mit dem schönen Satz: »Ein großer Tisch kann Ihr Leben stärker verändern als ein neues Auto.« Recht hatte er. Denn auch mit dem neuen Auto fahren wir immer noch von A nach B, der große Tisch aber kann sich, anders als der kleine, zu einem Ort der Kommunikation entwickeln, zum Zentrum des Hauses

und des Lebens darin. Wie groß soll er sein: 1,60 Meter lang, 2,00 Meter oder gar 2,40 Meter? Wie viele Stühle sollen an ihm stehen: vier, sechs oder gleich acht? Und wo stellen wir ihn auf? In der Wohnküche, im Wohnzimmer, im zur Küche hin offenen Wohnraum, in der zu einer Galerie offenen Wohnhalle? Oder ganz traditionell im Esszimmer? Ist überhaupt Platz genug für einen großen Esstisch? Oder müssen wir uns bescheiden und abfinden mit einer Durchschnittsgröße, weil der Tisch sonst den Platz belegte, den die Menschen für sich selbst brauchen?

Der Leiter der Frankfurter Schule für freie und angewandte Kunst Fritz Wichert prägte einen bemerkenswerten Begriff: die »Unentrinnbarkeit der Architektur«. Das war kein Schlachtruf gegen die Zunft der Architekten, kein Kampfbegriff, der Auswüchse des Städtebaus brandmarken sollte. Wichert fand es gut, dass niemand den Bedingungen entkommt, die ein Bauwerk schafft. Mauern waren ihm Verbündete. »Die Baukunst als Gehäuse, als Umgebung, als Milieu, vom Menschen geschaffen, strahlt bildende Kraft aus und gestaltet so wiederum von sich aus das Wesen der Menschen. Geformtes formt.« Und Wichert formulierte sein Ziel: »Die neue Baukunst wird zu einer völlig neuen Lebenshaltung der Menschen führen.«

## Die erzieherische Kraft der Architektur

Aus den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, einem Jahrzehnt des Aufbruchs auch in der Architektur, stammt dieses Zitat. Das Bauhaus erlebte seine Blüte, Architekten





Was für eine wunderbare Wohnebene! Ludwig Mies van der Rohe gestaltete sie für die Villa Tugendhat in Brunn. Ihr Reiz – die Offenheit – ist zugleich ihr Problem: die Akustik erlaubt nur eine Nutzung zur selben Zeit.

wie Bruno Taut, Ludwig Mies van der Rohe und Walter Gropius waren angetreten, eine neue Vorstellung des Bauens umzusetzen. Modern sollte es sein, emanzipatorisch, der Wissenschaft verpflichtet. Nur kam ihnen dabei manchmal der Mensch abhanden. Ein berühmtes Beispiel: die Villa Tugendhat, gebaut von Mies, ein Meilenstein der modernen Architektur. Die Front zum Garten ist komplett verglast, Wohnen, Essen, Bibliothek und Musikzimmer gehen fließend ineinander über, wobei der übergroße Schreibtisch des Besitzers dominant im Raum steht. Arbeitete er dort, konnten alle anderen in der gesamten Repräsentationsetage nur noch flüstern, wollten sie den Hausherrn nicht in seiner Konzentration stören.

Ein Beispiel für hochherrschaftliches Wohnen der zwanziger Jahre? Gewiss, aber solche offenen Grundrisse werden mittlerweile sogar im sozialen Wohnungsbau mit wachsen-

der Begeisterung realisiert. In Wohn- und Architekturzeitschriften gelten sie als die zeitgemäßen, weil sie ja tatsächlich genug Raum bieten für Kommunikation (und einen richtig großen Tisch). Allerdings erzwingen sie das Miteinander. Wer immer hier vorm Fernseher sitzt, nötigt die anderen zum Mitgucken (oder zum Verlassen des Raums). Wir beginnen zu ahnen, was Fritz Wichert mit der »Unentrinnbarkeit der Architektur« meinte.

Wir können unserer gebauten Umwelt nicht entkommen. Der Grundriss eines Hauses prägt das Leben darin. Er gibt vor, wie viel Platz für Gemeinsamkeit ist und für das Alleinsein; wie viel Zeit für die Hausarbeit draufgeht; ob Ordnung herrschen kann (weil es genug Platz für Schränke gibt) oder Unordnung herrschen muss (weil er fehlt); ob eine Familie entspannt oder unter zermürbendem Stress in den Tag kommt, weil es ein zweites Bad für die Kinder gibt oder eben nicht.

»Wenn alle Funktionsbereiche im Haus auf logische Art angeordnet sind, wird das Tagesgeschehen reibungsloser und stressfreier ablaufen«, schreibt Bettina Rühm in ihrem Buch »Der optimale Grundriss«. »Sind dagegen durch nachlässige Planung dauerhafte Störquellen entstanden – man denke nur an zu enge Eingangsbereiche oder das Jugendzimmer neben dem Arbeitsraum –, sind Konflikte in der Familie programmiert. Ein guter Grundriss zeichnet sich dadurch aus, dass er im Hinblick auf Wegeführung, Raumgrößen und Raumzuordnungen die Lebensgewohnheiten der Bewohner abbildet und ihre Tagesabläufe erleichtert.«

Das Herz eines Hauses ist die Küche – so lautet ein geflügeltes Wort. Wir haben dabei eine große Wohnküche vor Augen, in der gekocht, gespielt, geplaudert, getrunken wird, wo die Kinder ihre Schularbeiten machen und man sich abends mit Freunden zum Doppelkopf trifft. Über Jahrhunderte hat sich das entwickelt, zumal früher in vielen Häusern die Küche der einzige geheizte Raum war, weil nur im Herd ein Feuer brannte. Den Erfindern des Neuen Bauens in den zwanziger Jahren, die wir heute als Ikonen des Bauhauses verehren, war sie ein Dorn im Auge. Sie sahen es als schädlich an, wenn in einem Raum gekocht, gegessen, gelebt und, in Arbeiterhaushalten, häufig auch geschlafen wurde. Und sie setzten die erzieherische Kraft, die Unentrinnbarkeit der Architektur dagegen; ihre Idee: »Wenn die Leute nicht aufhören, die Küche als Lebenszentrum zu nutzen, dann müssen wir sie eben so klein machen, dass das nicht mehr geht.« Was bei diesen Überlegungen herauskam, wurde als »Frankfurter Küche« berühmt, 1926 von der Wiener Architektin Margarete Schütte-Lihotzky entworfen. Sie wendete dabei eine Methode an, die in der Industrie der USA gerade groß in Mode war, das »Taylorsystem«: Mithilfe einer Stoppuhr wurden sämtliche Handgriffe gemessen, um die Dauer eines Arbeitsganges zu ermitteln und zu optimieren. Schütte-Lihotzky ging von

einem besonders rationalen Arbeitsablauf in der Küche aus, entwickelte als Ersatz für die vorher üblichen Einzelmöbel normierte Einbauschränke und richtete damit einen Raum ein, der alleine dem Kochen dienen kann.

Ihr Kollege Ernst May lobte: »Jeder Winkel ist auf das sparsamste ausgenutzt, sodass bei aller Bescheidenheit der Ausmaße ein fachgemäßes Hantieren beim Kochen und Spülen gewährleistet wird.« Die Arbeitsküche war geboren. Sie sollte nach den Ideen ihrer Erfinderin der Hausfrau mehr Freiheit geben, weil sie schneller ihre Hausarbeit erledigen konnte. Die Realität sah anders aus: Während ihrer

Das gemütliche Sofa macht aus der Küche ein zusätzliches Wohnzimmer. Freilich muss genug Platz dafür sein, ein Grund, aus dem sich Altbauten mit ihren großen Küchen ungebrochener Beliebtheit erfreuen.





Sven Rohde

## **Welcher Wohntyp sind Sie?**

Wohnbedürfnisse erkennen, Räume gestalten.  
Mit umfangreichem Test

Paperback, Flexobroschur, 144 Seiten, 17,0 x 24,0 cm  
ISBN: 978-3-421-03750-3

DVA Architektur

Erscheinungstermin: März 2011

Wohnen, wie es mir gut tut

Räume stiften Identität. Sie bieten Schutz, Geborgenheit und Komfort, schaffen Häuslichkeit und Intimität, sie sind eine Bühne der Selbstdarstellung. Aber die Verbindung zwischen Mensch und Raum reicht viel weiter. Niemand kann sich der Architektur und ihrer Wirkung auf den Menschen entziehen. Dabei ist es faszinierend, wie verschiedene Menschen auf denselben Raum reagieren können. Was den einen beengt, empfindet der andere als beschützend. Ob wir uns aber in puristisch oder romantisch gestalteten Häusern wohl fühlen, mit großen oder kleinen Fenstern, Marmor oder Teppichboden, ist keine Frage des Geschmacks, sondern unserer ureigenen Wohnbedürfnisse. Welche Erkenntnisse die Wohn- und Architekturpsychologie darüber gewonnen hat und wie wir sie für unser Zuhause nutzen können: Das ist Inhalt dieses Buches. Umfassende Tests helfen, den eigenen Wohntyp zu ermitteln. Zahlreiche Tipps für Auswahl und Gestaltung der richtigen Wohnumgebung zeigen, wie mithilfe der richtigen Farben, Formen und Materialien Räume entstehen, die dem Bewohner wirklich entsprechen.

- Kompetente, leicht verständliche Darstellung von wohn- und architekturpsychologischen Basics
- Umfassende Tests und inspirierende Tipps: Das passt zu meinem Typ